

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XI. Jahrg.

Düsseldorf, Mai 1931

Seite 5

Leistungen des unbekannten Menschen.

Von Otto Heuschele.

Wir, die wir Bürger dieser Zeit sind, die wir in ihr stehen, unter ihrem ganz besonderen, einmaligen Schicksal leben müssen, fragen uns so häufig, welches denn nun die Zeichen dieser Zeit, welches die Züge ihres geistigen Anlitzes seien; denn im Grunde ist alles, was um uns geschieht, was sich um uns in Handel und Wandel, in Denken und Gestalten, in Forschen und Suchen vollzieht, das Antlitz dieser Zeit: die Art, wie der Mensch sich kleidet, scheint ebenso davon zu sprechen wie die Art der Musik, die er macht; und die Art seiner Dichtung ebenso wie das, was er denkt, und wie er arbeitet, wie er feiert und genießt, wie er Krankheiten bekämpft und seine Jugend erzieht, spricht für den Menschen dieser Zeit und damit für die Zeit selbst. Indessen wissen wir, daß in all dem so vieles Schwankende und Unscharfe ist, alles erscheint uns in Verbindung mit allem; und so schwinden alle Grenzen und Konturen hin, und wer das Antlitz der Zeit zeichnet, zeichnet sich selbst, denn jeder erkennt nur, was er sieht, und das ist im letzten Sinne identisch mit dem, was er selbst ist. So sind die vielen Zeitbilder mehr oder minder scharfe Selbstbildnisse ihrer Verfasser, die nun Dichter oder Denker, Politiker oder Propheten sein mögen. Indessen fragt man so oft weiter: Bleibt denn nun diese Zeit eine große oder eine kleine zu nennen? Und taucht diese Frage in der Diskussion auf, so sind viele von uns allzu rasch bereit, ihr jede Größe abzusprechen. Wir sind so rasch dabei, an den Niedergang der Künste und der Dichtung, der Kultur überhaupt zu erinnern, wir deuten vielleicht noch auf die klassische Zeit unseres Volkes hin, auf die reine Innerlichkeit aller Lebensformen und Lebensäußerungen, auf den Humanismus, dessen Geist Leben und Denken bestimmte, auf das Humanitätsideal, das dem ganzen Zeitalter Wesen und Richtung verlieh. Wir erinnern an die großen göltigen Gestalten, die heute keine Nachfahren haben. Immer wieder suchen wir auf die Dichtung, Musik, Kunst und die Weltanschauungen als auf die reinsten und göltigsten Spiegel einer Zeit hinzudeuten. Da muß dann allerdings zugestanden werden, daß die sich am lautesten gebärdende Kunst und Dichtung keineswegs für große, edle, vorbildliche Züge unserer Gegenwart zu sprechen fähig wäre. Indessen muß bedacht werden, daß die wahre Größe unserer Zeit doch vielleicht woanders liegt als im Schrifttum oder in den eben am modernsten erscheinenden Künsten, wie denn so oft die künstlerischen Äußerungen einer Zeit, die von ihr gar nicht beachtet oder laut gerühmt

werden, dem rückschauenden Betrachter als der echte Spiegel erscheinen. Man wird, richtet man die Frage nach dem wirklich Großen unserer Gegenwart, von vielen die Antwort erhalten: sie liege im Technischen, in den Erfindungen, den Steigerungen aller technischen Möglichkeiten ins Unfaßliche. Ich möchte den Wert dieser Errungenschaften auf keinen Fall gering achten oder, wie das von so vielen Geistigen geschieht, übersehen wollen, aber auch in ihnen vermag ich die Größe nicht zu finden, die ich immer nur als eine menschliche erkennen kann. Ich glaube vielmehr, das Bedeutsame unserer Zeit, das wahre Selbentum, die echte sittliche Kraft, die sich in starker Liebesbereitschaft wie in uneigennützigem Dienen, im Willen zum vorbildlichen Leben ebenso wie in einer Lebens- und Weltfrömmigkeit zu offenbaren sucht, habe ihre Träger in einer Schicht namenloser Menschen, die sich durch alle Stände, alle Konfessionen, alle Alter, alle Berufe und alle Parteien hinzieht. Versuchen wir uns, noch einmal einen Augenblick lang, an diese Zeit zu erinnern, an die furchtbaren Nöte innerer wie äußerer Art, an die Leiden, die jeder einzelne zu tragen hat, an die Sorgen und Entbehrungen, die über dem Dasein der meisten Glieder der bürgerlichen Schicht bei uns in Deutschland wie eine dunkle, gewittertschwere Wolke lasten. Vergessen wir nicht, daß es noch Tausende, Hunderttausende, vielleicht Millionen unter uns gibt, denen der Krieg und die Nachkriegsjahre das kleine Vermögen raubte, die einigermaßen gesicherte Existenz erschütterte, den Lebenssinn nahm, die Weltanschauung bedrohte, die Lebensformen nicht zwar zerstörte, aber irgendwie auszuschalten und lächerlich zu machen suchte. Aber sie ließen sich dadurch nicht zwingen, sich zur proletarischen Weltanschauung zu bekennen, sie ließen sich den Glauben nicht rauben, sie wurden darüber nicht bitter; wohl hat das Leid ihrem Antlitz einen ernsten und schweren Zug verliehen, aber es ist darum nicht unschön geworden, denn die Schönheit, die das Leid in ein Antlitz zeichnet, ist die dauernde und adelige. Sie leben vielmehr mit unzerstörter und ungebrochener Kraft im Glauben an die ewigen Ideale, sie dienen in ihrem Beruf, ihrem Amte, ihrem Gewerbe, ihrem Handwerk, sie bestellen ihren Garten oder ihr Feld, auch wenn der Ertrag kaum mehr ein karges Leben fristen hilft. Jeder trägt eine vielfache Last der früheren, jeder erwartet nur noch ein Bruchteil dessen, was er früher vom Leben erwartet hätte. Sie sind Millionen Einzelner, ohne Organisation, ohne Kartell, ohne Gewerkschaft, einzig vereint durch

einen unsichtbaren Ring: den Willen zum Dienst, die Bereitschaft zu glauben, zu helfen, zu lieben, das Leben mit dem Nächsten zu teilen; und was das Wichtigste bleibt: die Mehrheit von ihnen ist beseelt von einem Drang zum geistigen Leben, sei es nun, daß sich dieser bewährt in lebendiger Teilnahme am religiösen Erleben, wie es sich in der Gemeinschaft der Kirchen entfaltet, sei es, daß sie der Kunst, der Dichtung, den Problemen der Welt- und Lebensdeutung ihre Teilnahme schenken und ihr Leben ohne Berührung mit dieser geistigen Sphäre nicht zu denken vermöchten. Und daß ihnen so oft dieses geistige Leben Opfer oder Entbehrungen äußerer Art auferlegt, das verleiht ihnen den wahren, inneren Adel. Ich bin immer wieder diesen Einzelnen begegnet, ich traf sie in allen Ständen, allen Schichten des Volkes, sie machen im Grunde das eigentliche Volk aus, sie bilden die unsichtbare Gemeinschaft dessen, was man, wenn auch nur zögernd, Volk nennen möchte. Tragisch bleibt es zu denken, daß die einzelnen nichts voneinander wissen, daß nur ganz seltene Begegnungen das Dasein dieses innersten Volkskernes offenbaren. Aber ich bin dessen gewiß: jedem von uns sind sie begegnet, diese wahren Helden unserer Gegenwart. Nicht daß sie nur um die Lebensnot kämpfen und sich das Nötigste, wie man bei uns sagt, „vom Munde absparen“, um die Kinder zu erziehen, ihnen eine Bildung zu geben, um ihnen, wenn keine bessere, so doch eine würdige Zukunft zu schaffen, nein, auch andere Gestalten reinen, unbekannten Heldentums, sehe ich: hier den Arzt, der Tag um Tag, vom Morgen bis in den Abend, sein Leben uneigennützig in den Dienst der Menschheit stellt, auf dem heute wie kaum in einer früheren Epoche Lasten und Verantwortungen liegen; dort die Pflegerin, die Diakonissin, die wiederum in ihrem stillen Dienen durch die Jahre hin Tausenden das Leben erleichtert, die Schmerzen lindert. Ich möchte noch Duzende solcher Gestalten heraufbeschwören, nur an zwei soll erinnert werden: an den Kapitän, der sein Schiff durch Sturm und Nacht, gegen Woge und Wind lenkt, der, wenn es gilt, als einziger sein Leben opfert (ich schreibe den Namen des Kapitäns Dreier vom „Monte Cervantes“ hier nieder, mit dem Wunsche, er möchte in Tausenden von Herzen den Willen zum Opfer entfachen). Ich habe es nicht nötig, hier weitere Beispiele zu nennen; vor jedem tauchen sie auf, wenn er es versucht, sich ihrer zu erinnern. Was ich aber versuchen möchte, das ist, das Dasein dieser namenlosen Einzelnen in unserer Zeit denen ins Gedächtnis zu rufen, die an diese Größe und Reinheit nicht mehr glauben wollen, die, geblendet durch das äußerliche Getriebe und Genießen, durch immer neues Ausrufen von Eintagsgrößen, seien es nun Filmstars und Meisterbörer, Rekordschwimmer oder Schnellläufer, Modeliteraten oder Schlagerkomponisten, das wahre Heldentum, die wahre Größe nicht mehr erkennen können. Diese stillen Einzelnen, von denen ich sprach, hebt nicht das Außerordentliche, das sie leisten, heraus, aber die Treue, Zuverlässigkeit, Liebe, das Opfer, mit denen sie ihr Leben führen, heben sie heraus aus dem lässigen Durchschnitt, der unsere Zeit, wenigstens im sichtbaren Außenbild, charakterisiert. Sie stehen auch in Gegensatz zu dem, was wir heute als Zeit ansprechen, aber der Gegensatz erscheint nicht in der Form des Kampfes, sondern in der des Duldens und des Dienens. Es ist ein stilles Heldentum, dem eine große zeugende Kraft innewohnt; seine Träger sind in festem Lebensboden verwurzelt und können sich nur schwer von festen Lebensformen, die der Ausdruck eines uralten Lebensgehaltes sind, trennen. Aber es muß, obgleich Stille und Verborgenheit ihre Welt sind, einmal das Wort für sie erhoben werden, einmal muß auf ihr Dasein hingewiesen werden. Es muß von ihnen gesprochen werden, deren Antlitz ohne die Spuren der Hast ist, deren Augen den zarten Ewigkeitsglanz und das stete Seelenleuchten tragen, deren Blick sich

straffte durch jahrelangen Willen zum Dienst, zur Pflicht. Daß sie sind und daß sie beharren, läßt uns großen Trost empfinden, denn sie bilden einen Kern, aus dem der Zukunft die besten Glieder erwachsen werden, wir wagen es zu glauben: ihre Führer.

Diesen Menschen bedeuten Familie und Liebe, Vergangenheit und Zukunft in gewissem Sinne heilige Begriffe, sie werfen nicht leicht hin weg, was ihnen schwer zu tragen ist, und was sie schaffen im kleinsten Dienste, in der schlichsten Arbeit, die sie vollbringen, das trägt eine Spur ihres Wesens. Wer diese „unbekannten Menschen“ kennt, wer sich ihrer erinnert, der weiß, welche Leistungen ihnen die Zeit dankt, die, ihren Phantomen und Scheingrößen, ihren Rekordhelden und Erfinderkönigen, ihren Literaten und Modelkünstlern nachjagend, nur ganz selten an ihr stilles, ordnunghaftes, liebeerfülltes Dienen, ihr geduldiges Stehen-unter-dem-Schicksal denkt; er weiß, daß sie überall dort stehen, wo die Arbeit der Masse nicht genügt, wo man des Einzelnen bedarf, der sein ganzes Selbst dienend hergibt. Aber dieses Übersehen soll uns nicht traurig machen, wie es auch jene nicht traurig macht: wir wissen, daß die wahren Lebenswerte ihren Wert und ihre zeugende Kraft in sich tragen. Wir alle, wenn wir offenen Auges durch die Zeit, durch die Städte oder das Land schreiten, sind ihnen begegnet, und es kann auch geschehen, daß plötzlich eines solchen Unbekannten schlichtes Heldentum sichtbar wird, sei es, daß wir von Leid und Not oder dem heldischen Erdulden dieses Leides erfahren, sei es, daß wir einen Blick werfen in die Armut, unter der so Großes noch immer wacht, wie es ein reines Herz und der Glaube an die Ideale sind, eine ungebrochene Ehrfurcht vor dem Leben. Ich sagte es schon: die Zeit und das, was wir damit bezeichnen, achtet diese stillen Leistungen gering, sie setzt denen kein Denkmal, die, indem sie ein stilles Heldentum des Dienstes und des Duldens führen, einen reinen Lebenskern bewahren, den die Vielen dieser Zeit leicht hin mißachten. Dennoch haben sie, so will mir oft erscheinen, in dieser Zeit einen großen, sichtbaren Genius, der ihnen unbewußt und unerkannt Gleichnis und Führer ist: Albert Schweitzer, der Künstler und Denker, der Arzt und der Seelsorger; der all diese reichen Wesenheiten und Fähigkeiten, von denen jede einzelne ihn berühmt zu machen genügt hätte, durch die Tat, das schlichteste Dienen krönt, der gleichnishaft für viele Einzelne zeugt, die, in schlichter Unbekanntheit stehend, eines nicht ausgeben: die Ehrfurcht vor dem heiligen Leben. Sie in dieser Zeit nicht nur zu erhalten, sondern auch durch das schlichteste Tun und Handeln zu offenbaren, das bedeutet innere Größe, und daß genug Menschen vorhanden sind, die dieses Leben im uralten und ewig-neuen Sinne leben, das muß uns trösten. Daß diese Kräfte beharren bleiben, müssen wir uns wünschen, dann werden wir erleben, daß sie auch wieder in der Dichtung und der Kunst, der Musik und der Philosophie, den großen Spiegeln der Zeit, erscheinen und von dort aus umgekehrt wieder auf neue Geschlechter wirken, so daß die lebendige Kontinuität des Lebens erhalten bleibt. In unserer Gegenwart jedoch scheint es, als habe der namenlose Mensch eine besondere und große Sendung: der Träger und Erhalter bedrohter Lebenskräfte zu sein; nicht den lauten Ruhm zu suchen, sondern den Dienst, selbst unter Not und Entbehrungen ein Einzelner zu bleiben und nicht der Masse zu verfallen, die das Edelste am Individuum auslöscht: den Willen zum Opfer, die Bereitschaft zu freiwilliger Hilfe und Liebe, wie zu Tat und zu geistiger, unter die Ideale gestellter Lebensführung, zur Verantwortung wie zum Verzicht.

In diesem Sinne wollen wir des Daseins und der Leistungen des unbekannten Menschen eingedenk bleiben und wollen uns immer daran erinnern, daß sie uns notwendig sind und die Gewähr bieten für eine würdige Zukunft, für den Bestand des innersten Volkskernes.



Die Zeche „Karolinenglück“ bei Bochum.
(Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft.)

Holzschnitt von R. Voegde.

Die wirkliche Wirtschaft

Von Ludwig Reiners.

II. Warum gehen die Geschäfte bisweilen so schlecht?

Die Probleme der Konjunktur. (Schluß.)

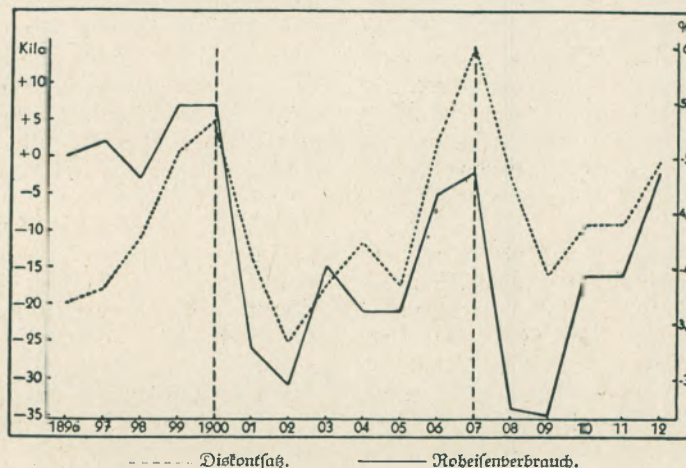
II. Teil.

Der Anstoß zur Krise: der Absatz stockt. Der Kredit wankt, die Kaufkraft schwindet, ein Keil treibt den andern, „Kein Mensch hat Geld!“ — Die schwarze Stunde — Der Umschwung.

A: Der Ausgangspunkt der Krise liegt also offenbar darin, daß die Erzeugung von Dauer-
gütern über die Kapitalbildung hinauswächst.

B: Das ist in der Tat der Angelpunkt. Ich will dir einmal den Roheisenverbrauch und den Diskontsatz zusammen aufzeichnen.

Um dies sehr wichtige Bild ganz zu verstehen, mußt du dir klarmachen: aus dem Zinssatz kannst du das Verhältnis zwischen Kapitalangebot und Ka-



----- Diskontsatz. ————— Roheisenverbrauch.
Diskontsatz und Roheisenverbrauch je Kopf.

pitalnachfrage ablesen. Du siehst nun: so oft der Zinssatz seinen Höhepunkt erreicht hat, kippt auch der Roheisenverbrauch um; anders ausgedrückt: so oft das Kapital knapp wird, gehen die Investitionen zurück; sie werden ja aus neugebildetem Kapital finanziert. Cassel hat diese Zusammenhänge besonders nachdrücklich herausgearbeitet.

Die Absatzstockung beginnt also auf dem Markt der Dauer-
güter, vor allem der Produk-

tionsmittel, und zwar weil die Produktionsmittelerzeugung über die Kapitalbildung hinausgewachsen ist.

A: Man sah ja auch aus den Kurven über den Frachtverkehr, daß bei den Produktionsmitteln die Konjunkturschwankung viel stärker ist als bei den Verbrauchsgütern.

B: Von diesem Markt überträgt sich freilich die Stöckung auf die Verbrauchsgüterindustrien.

A: Natürlich, denn die Kaufkraft der entlassenen Arbeiter aus der Produktionsmittelindustrie fehlt plötzlich am Markte.

B: Freilich würde die ganze Absatzstöckung nicht so einschneidend werden, wenn nicht ein Unheil noch hinzukäme: die Krise erschüttert das gesamte Kreditssystem. Jede Krise bringt eine Kreditschrumpfung mit sich. Jeder Kreditgeber — gleichgültig, ob Bank oder Warenlieferant — schränkt in diesem Augenblick seine Kredite ein, weil er der Bonität vieler Schuldner mißtraut.

Im Augenblick der ersten Absatzstöckung also, in dem die Wirtschaft dringend die Zuführung neuer Kaufkraft nötig hätte, tritt infolge der Krediterschütterung das Gegenteil ein: die Kaufkraft wird durch Kreditabbau noch vermindert.

A: Du sagtest vorhin, die Hochkonjunktur ernährt sich selbst. Man könnte jetzt ebenso sagen: die Krise steigert sich immer weiter, weil ein Keil den andern treibt.

B: Jawohl! Wenn der Fabrikant Schulze unseres Beispiels 1907 merkt: der Absatz stockt, so wird er zunächst auf Lager arbeiten wollen. Aber hierzu braucht er mehr Mittel. Seine Bank lehnt aber energisch ab, seinen Kredit zu erhöhen. Man kann ihr das auch nicht verdenken, denn erstens sind ihre eigenen Mittel knapp geworden, und zweitens ist sie nicht sicher, ob Schulze die Krise übersteht wird; sie will nicht zuviel bei ihm riskieren. Was wird Schulze also machen müssen?

A: Er wird die Produktion einschränken und Arbeiter entlassen.

B: Das ist in der Tat in seiner Situation unvermeidlich. Betrachten wir aber die Wirtschaft als Ganzes, so ist diese Maßnahme völlig ungeeignet, die Absatzstöckung zu beheben. Denn auf der einen Seite vermindert sich zwar durch die Produktionseinschränkung das Warenangebot, aber auf der anderen Seite vermindert sich auch durch die Arbeiterentlassungen und verminderten Rohstoffkäufe die Kaufkraft. Angebot und Nachfrage nach Waren werden also in gleichem Umfang vermindert. Ein englischer Wirtschaftsforscher hat einmal gesagt: wenn die Wirtschaft bei einer Absatzstöckung Arbeiter entläßt, so sei das daselbe, wie wenn sich jemand die Nase abschneide, um sein Gesicht zu ärgern.

Man muß sich darüber klar sein: Absatzstöckung und Arbeitslosigkeit sind nur zwei Seiten derselben Sache. Das Schlagwort von der heutigen „allgemeinen Überproduktion“ entspricht nicht der Wirklichkeit; denn auch eine Verminderung der Produktion würde nichts helfen, sondern in gleichem Umfang auch die Kaufkraft vermindern.

A: Und wie geht die Entwicklung weiter?

B: Allmählich geht der Konjunkturabschwung in das Stadium der Depression über. Das gesamte Geschäft stockt und schrumpft ein. Freilich ist auch in der Depression der Rückgang nicht so einschneidend, wie es nach außen erscheint. In der schweren Stöckung von 1926 ging der Verbrauch von Zucker, Eiern und Bier gar nicht, der Verbrauch von Fleisch um 4% zurück.

A: Schärfer ist aber der Rückgang der Produktion, wie wir ja besprochen haben. Er dürfte in so schwerer Depressionszeit wie 1926 oder 1930 doch wohl 20 bis 30% betragen.

B: Davon kann keine Rede sein. Man schätzt den Produktionsrückgang 1930 auf 7 bis 10%. Man muß sich auch hier vor einem sensationellen Pessimismus hüten. Wir haben überhaupt in den letzten Jahren — vor allem dank der grundlegenden Untersuchungen Wagemanns, des Präsidenten des

Statistischen Reichsamts — auf vielen Gebieten eine bessere Vorstellung von den Größenordnungen der Wirtschaft gewonnen; wesentliche Zusammenhänge sind hierdurch aufgeklärt worden.

A: Wir stehen also jetzt wieder da, wo wir unsere Beschreibung angefangen haben.

B: Jawohl! Die Lager werden allmählich wieder vermindert, aus dem Erlös werden die übermäßigen Kredite zurückgezahlt, die Anforderungen an die Reichsbank lassen nach, der Zins sinkt, der Kreditmarkt wird wieder flüssig.

A: Aber man sagt doch in der Depressionszeit immer: „Kein Mensch hat Geld.“

B: Das sagt man freilich, aber es ist nur bildlich gemeint: Geld im Sinne von Banknoten ist schon vorhanden. Der Geldumlauf war in der Krise von 1930 sogar etwas höher als in dem guten Jahr von 1927. Auch beweist der allmählich fallende Zins, daß auch Kapital wieder zu haben wäre. Was aber vor allem fehlt, ist das Vertrauen, die Unternehmungslust. Niemand wagt es, neue Anlagen zu errichten, die eigene Produktion zu erhöhen, denn er mißtraut der Zukunft. Er mißtraut ihr, weil er einen weiteren Preisfall befürchtet, weil er an der Bonität seiner Abnehmer zweifelt, weil die Absatzsichten schlecht scheinen, kurzum weil die ganze Stimmung der Wirtschaft noch krisenhaft ist. Vertrauen ist ein unerlässlicher Bestandteil der heutigen Wirtschaft.

Man hat über die Geldflüssigkeit in der Stöckung mit Recht gesagt: ein Teil der Geschäfte sucht Kredit, verdient aber keinen. Ein anderer Teil ist kreditwürdig, will aber keinen Kredit nehmen. Die Flüssigkeit ist gerade verursacht durch das Einschrumpfen der Wirtschaft. Die Umsätze sind zurückgegangen. Viele Unternehmen sind ganz verschwunden, andere haben sich verkleinert.

A: Die sinkenden Preise und die hohe Arbeitslosigkeit drücken natürlich auch auf den Lohn; wenigstens war das vor dem Krieg bei der Stöckung der Fall.

B: Das ist richtig. Wagemann hat einmal gesagt: die Krise, also der Augenblick des Konjunkturmchwungs, ist die schwarze Stunde der Unternehmer, die Stöckung ist die schwarze Stunde der Arbeiter.

Noch einen überaus wesentlichen Vorgang der Depressionszeit müssen wir erwähnen: zahlreiche Unternehmen legen ihr Kapital zusammen oder gehen zu niedrigen Preisen in andere Hände über. Die volkswirtschaftliche Bedeutung dieses Vorgangs ist: der betreffende Kapitalist schreibt einen Teil seines Vermögens ab und gibt sich für die Zukunft mit einem kleineren Kapitalanspruch zufrieden.

A: Durch einen solchen Schritt werden natürlich viele Unternehmen rentabel, welche vorher mit den hohen Ziffern in den Büchern unrentabel waren.

B: Natürlich. Diese Dekapitalisierung schafft wieder Voraussetzungen für die Wiederankurbelung der Produktion.

A: Warum dauert es aber so lange, bis aus der Depression wieder der Aufschwung emporsteigt?

B: Weil sich nur allmählich jene Kräfte entwickeln, denen der Aufschwung zu verdanken ist. Erst wenn die Preise ihren Tiefstand erreicht haben, wenn die Lager abgebaut, die Zinsen und Löhne gesunken, die Zahl der Unternehmungen vermindert und das allgemeine Vertrauen wiederhergestellt ist, erst dann sind die Voraussetzungen für den neuen Aufschwung gegeben. Erst dann öffnen sich die Ventile des Exports und des Wohnungsbaus. Erst dann kann der Kreislauf von neuem beginnen.

A: Es wäre mir lieb, wenn du mir den Kreislauf noch einmal durch einige schematische Zeichnungen veranschaulichen könntest.

B: Das will ich gern tun. Freilich muß ich hierfür manches etwas vereinfachen. Aber so werden dir die inneren Zusammenhänge besser klarwerden.

Beginnen wir mit der Produktion. Unterscheiden müssen wir hierbei die Herstellung von Verbrauchsgütern und von Dauergütern. Die Konsumgüterproduktion verläuft mit geringen Schwankungen.

Dagegen schwankt die Herstellung der Dauergüter, vor allem der Produktionsmittel, erheblich.

Sie schwillt an im Konjunkturaufschwung, stockt gegen Ende der Hochkonjunktur und beginnt sich dann als erstes Krisenzeichen zu senken.

Als zweites wollen wir die Entwicklung der Lagerbewegung betrachten.

Du siehst: die Lager schwellen an in der Hochkonjunktur und vermindern sich im Abschwung und in der Depression.

Als drittes schließlich die Bewegung des Zinssatzes, sie spiegelt das Verhältnis zwischen Kapitalbedarf und Kapitalnachfrage wider.

Der Verlauf dieser Kurve hängt natürlich eng zusammen mit der obigen Kurve über die Dauergütererzeugung: der hohe Zinsfuß im Augenblick der Krise zeigt das Mißverhältnis zwischen Kapitalbildung und Herstellung von Dauergütern, welches dann die Produktionsverminderung erzwingt.

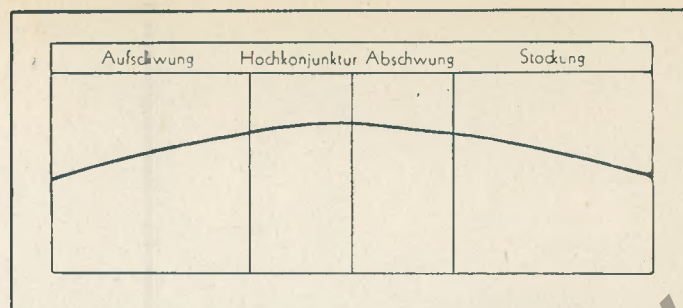
Zum Schluß schließlich das sogenannte Barometer der drei Märkte, d. h. die Bewegung der Effektenpreise, der Warenpreise und des Zinses für kurzfristige Darlehen. Du siehst: bei Beginn des Aufschwungs steigen zunächst die Effekten, weil man die Ertragsaussichten günstiger beurteilt und weil der Kreditmarkt flüssig ist. Die Börse prophezeit gleichsam schon die kommende Entwicklung. Im Verlauf des Aufschwungs folgen die Warenpreise. Erst sehr viel später steigen die Zinssätze, denn zunächst war ja das Kapitalangebot dank der Krediterschöpfung der Banken noch reichlich.

Die Effektenkurse erreichen ihren Höhepunkt schon gegen Beginn der Hochkonjunktur; hier zeigt sich zuerst Mißtrauen, auch drückt die zunehmende Kreditvertuerung auf die Kurse. Die Warenpreise haben ihren Höhepunkt unmittelbar vor Ausbruch der Krise. Die Zinssätze schließlich sind am höchsten, wenn die Krise in vollem Gang ist und von allen Seiten Kredite gekündigt werden.

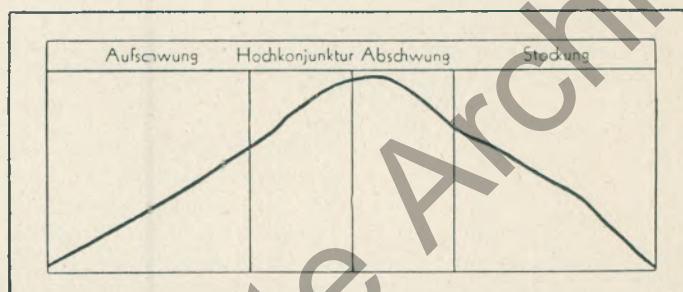
Die Amerikaner haben früher großen Wert auf dieses Barometer gelegt. Sie glaubten vor allem, man könne nach dem Verlauf der Effektenkurse gleichsam die Bewegung der Warenpreise- und Zinskurve prophezeien, denn die drei Kurven folgen ja einander mit überraschender Gleichförmigkeit. Aber es hat sich in neuerer Zeit gezeigt, daß diese Gesetzmäßigkeit sehr oft durch Störungen unterbrochen wird.

A: Wenn man sieht, wie dieser Wellenschlag der Konjunktur das ganze Leben aller Menschen in Mitleidenschaft zieht, so fragt man sich doch, ob sich das nicht vermeiden oder wenigstens abschwächen läßt.

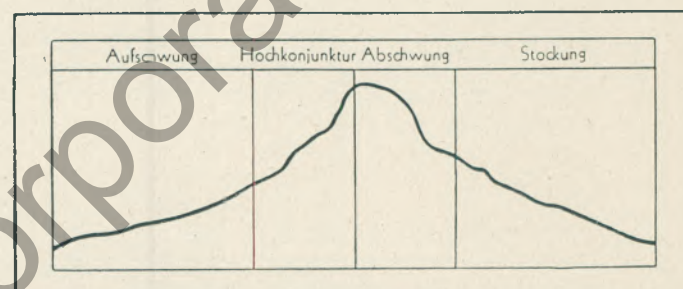
B: Diese Frage liegt natürlich nahe. Aber es gibt Leute, die hierbei einwenden: auch der Konjunkturwandel hat seine Funktion im Rahmen der Gesamtwirtschaft; diese Schwankungen erfüllen eine ganz bestimmte Aufgabe in unserer Wirtschaft. Du mußt nämlich bedenken, daß bei den Konjunkturschwankungen die Produktion in der Zeit des Aufschwungs stärker ansteigt, als sie nachher in der Krise wieder fällt. Schematisch ergibt sich also folgendes Bild:



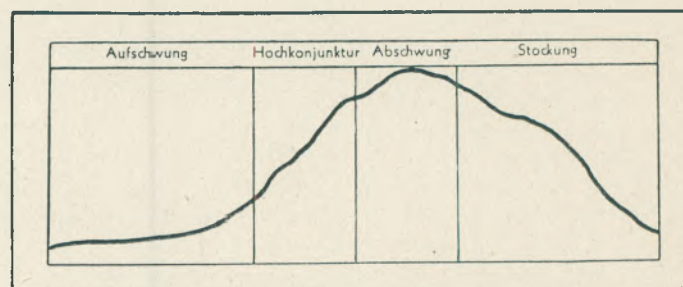
Schema der Herstellung von Konsumgütern.



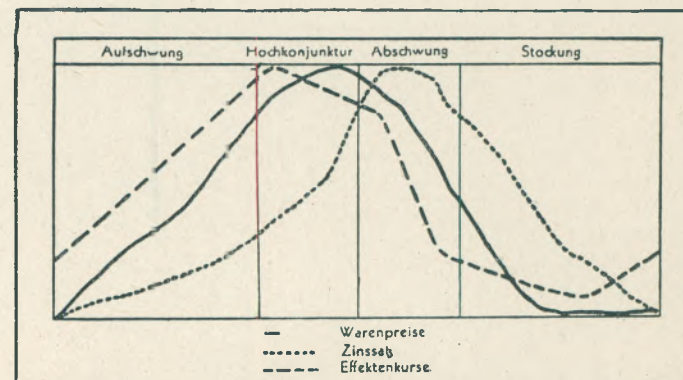
Schema der Herstellung von Produktionsmitteln.



Schema der Lagerbewegung.



Schema der Bewegung des Zinssatzes.



Schema des Barometers der drei Märkte.

Wie du siehst, liegen die Wellentäler jedesmal höher als vorher. Das Bild erinnert weniger an eine Wellenbewegung als an eine Treppe. Natürlich wäre es schöner, wenn sich diese Entwicklung in Form einer gleichmäßig ansteigenden Linie vollzöge. Es ist aber die Frage, ob man auf diese wellenförmige Aufwärtsbewegung verzichten kann, wenn man überhaupt eine Aufwärtsbewegung haben will.

Der Konjunkturaufschwung ist die Zeit der Expansion, der Produktionsausdehnung, der starken Kapitalbildung, des Wagemuts, in der neue Kräfte geweckt werden und die nationale Dividende plötzlich eine ungeheure Steigerung erfährt. Die Zeiten der Stokkung zwingen wiederum den Unternehmer zum haarscharfen Kalkulieren, zur Rationalisierung der gesamten Wirtschaft, zu technischen Verbesserungen und veranlassen schließlich eine Reinigung der Wirtschaft, bei der die Schwächeren das Feld räumen müssen. Vielleicht steigert dieser Wechsel zwischen Hochschwung und Stokkung die Produktion und damit die Güterversorgung wirksamer, als es eine gleichmäßige Entwicklung vermöchte.

Diese Schwankungen hängen offenbar auch mit der ganzen Natur des menschlichen Charakters zusammen. Nehmen wir einmal einen Augenblick an, die ganze Wirtschaft wäre verstaatlicht und alle wesentlichen Entscheidungen würden von zentralen Instanzen getroffen. Ich bin überzeugt, daß auch dann Konjunkturschwankungen eintreten würden. Auch diese Instanzen würden nämlich zeitweise mehr Produktionsmittel herstellen, als nach dem Stand der Kapitalbildung gerechtfertigt ist. Auch sie würden nicht in der Lage sein, bei der Ausdehnung der Produktion das richtige Maß einzuhalten, einfach deshalb, weil sie dem Drängen der Interessenten, in erster Linie dem Wunsch nach immer stärkerer Beschäftigung, schwerlich Widerstand leisten können.

Man hat geradezu gesagt: der Konjunkturwandel ist lediglich die Form, in der sich das Wachstum der heutigen Wirtschaft vollzieht.

A: Aber hier überwiegen doch die Nachteile bei weitem die Vorteile. Mag sein, daß bei diesem Konjunkturwandel ein Wachstum der Wirtschaft herauskommt. Aber dieses Wachstum wird zu teuer bezahlt. Wenn bei dieser Methode periodenweise ein Zehntel der Arbeitskraft der Nation brachgelegt wird, wenn alle paar Jahre Millionen um ihre wirtschaftliche und menschliche Existenz bangen müssen, dann sollte man wirklich auf mildere Formen des Wachstums hinarbeiten.

B: Ich gebe dir hierin recht. Es ist in der Tat Pflicht des Staates und seiner Organe, die Wirtschaftsstörungen, welche

der Konjunkturwandel mit sich bringt, abzuschwächen, soweit ihm dies möglich ist.

Man hat von jeher vor allem vorgeschlagen, durch Maßnahmen im Kreditwesen den Aufschwung etwas abzubremsen und hierdurch auch den späteren Abschwung zu mildern. Was müßte man wohl tun, um dies Ziel zu erreichen?

A: Man müßte schon zu Beginn des Aufschwungs darauf hinarbeiten, daß die Produktion von Dauergütern nicht über die Kapitalbildung hinauswächst. Man müßte also dafür sorgen, daß nicht zuviel Investitionen in Angriff genommen werden.

B: Und wie kann man das erzielen?

A: Indem die Reichsbank rechtzeitig den Diskont erhöht und die Privatbanken zur Zurückhaltung in der Kreditgewährung veranlaßt. Umgekehrt müßte sie, wenn der Konjunkturabschwung sich ankündigt, den Diskont sofort herabsetzen und ihre Wirtschaftskredite erhöhen. Denn es gehört doch offenbar zu den Grundtatsachen der Krise, daß man das Kreditvolumen gerade in dem Augenblick vermindert, in dem die Wirtschaft wegen der unzureichenden Kapitalbildung eine Erweiterung gebraucht hätte.

B: Diese Handhabung wird den Notenbanken von jeher empfohlen und wird auch vielfach geübt. Manche Leute glauben sogar, man könne durch eine Manipulierung des Zinsfußes die ganze Wirtschaftsentwicklung regulieren. Man hat diese Meinung ironisch so formuliert: „Wenn Attila den Kontinent verwüstet, so braucht die Bank von England nur den Diskont fest in der Hand zu behalten, und Großbritannien wird kein Unheil verspüren!“

Aber hiermit werden die Wirkungen der Diskontpolitik offenbar überschätzt.

Es ist vor allem sehr schwer, hierbei zu vermeiden, daß eine Konjunktur vorzeitig abgedrosselt wird. Niemand kann den richtigen Zeitpunkt und das richtige Ausmaß für solche chirurgischen Eingriffe bestimmen. Die Reichsbank kann wohl mildernd eingreifen, aber sie kann die Konjunkturschwankungen nie ganz beseitigen.

Außerdem hat man vorgeschlagen, daß der Staat und die Gemeinden ihre Aufträge in die Depressionszeit legen sollten. das wäre sehr zweckmäßig, ist aber schwer zu verwirklichen.

A: Du hast bei deiner Darstellung des Konjunkturverlaufs die Vorkriegszeit zugrunde gelegt. Vermutlich hast du das mit Absicht getan, weil heute dieser reguläre Konjunkturverlauf durch verschiedene Sonderumstände gehemmt ist.

B: Im großen und ganzen verläuft auch heute der Konjunkturwandel in denselben Formen. An einigen Stellen bestehen aber wesentliche Unterschiede.

A: Praktisch wichtig ist für uns vor allem, ob sich der Über-

Ein Zeitdokument.

(Aus der „Zechenzeitung“.)

Bergassessor Bruch, der Direktor der Schachtanlagen „Minister Stein“, „Fürst Hardenberg“ und „Tremonia“ (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft), schreibt an die Belegschaft seiner „Tremonia“:

Der schwere Entschluß, auch die Zeche „Tremonia“ stillzulegen, ist nach langem Zögern, in der Hoffnung, den Betrieb erhalten zu können, nun doch notwendig geworden. Die schlechte Wirtschaftslage des Bergbaues, durch den Absatzmangel verursacht, hat sich weiter verschärft. Die Versuche, dem Absatzmangel durch Einlegung von Feierschichten in erträglichem Ausmaß und durch allmähliche Verringerung der Belegschaft zu begegnen, haben sich immer mehr als unzulänglich erwiesen.

Ich habe das Bedürfnis, den Beamten, Angestellten und Arbeitern, die durch die Stilllegung jetzt arbeitslos werden, mein Mitgefühl auszusprechen. Ich weiß, was es heißt, die Verdienstmöglichkeit zu verlieren, und kann die Sorgen, die damit Mann, Frau und Kindern erwachsen, nachempfinden. Ich wünsche zuversichtlich, daß die Not nur eine vorübergehende ist, und daß allen meinen Mitarbeitern der Beamten-, Angestellten- und Arbeiterschaft bald wieder eine Arbeit, die die Not bannt, zufällt.

Das Schicksal „Tremonias“ muß uns aber wieder warnend auf die letzten Ursachen des immer mehr zunehmenden Niedergangs unserer Wirtschaft hinweisen: auf die wirtschaftliche Unvernunft, die das heutige Deutschland beherrscht. Sie ist das Grundübel, an dem wir leiden, sie tobt sich in einer Überlastung unserer Werke, unserer Betriebe und unseres Gewerbes an Steuern, an sozialen Abgaben und an Zwangslöhnen aus. Die Arbeitsstätten, die uns das Brot zum Leben geben sollen, müssen auf solche Weise mit Sicherheit verbluten, und damit werden wir selbst in unserer Lebensmöglichkeit getroffen.

Möge doch endlich die beginnende Einsicht zur Tat aus einem wirtschaftlichen Denken heraus reifen!

Bruch.



Photo-montage: E. Rehlaff, Düsseldorf.

Eine Hütte wird stillgelegt...

18 Ausschnitte aus Betriebsstätten der stillgelegten „Hütte Ruhrort-Meiderich“.

(Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft.)

gang von einer Depressionszeit zum Konjunkturaufschwung auch heute noch so glatt vollziehen wird wie z. B. 1904 oder 1910.

B: Wir müssen uns klar sein, daß manche Antriebskräfte der Wirtschaftserholung in der Nachkriegszeit künstlich gelähmt sind. Der Wohnungsbau z. B., ein wesentlicher Ankurbelungsvorgang am Ende früherer Depressionen, ist durch Zwangsbewirtschaftung der Mieten künstlich lahmgelegt. Es mag dies aus sozialen Gründen unvermeidlich sein oder nicht, auf alle Fälle wird hierdurch ein Ventil des Konjunkturaufschwungs verschlossen.

Aber derartige Einzelfragen sind nicht entscheidend. Entscheidend für eine Konjunkturerholung ist vielmehr: es muß den Unternehmern wieder ermöglicht werden, Investitionen vorzunehmen, auf einen Lagerabbau zu verzichten und ihre gesamte Produktion wieder zu vergrößern. Nur dann kann es zu einer Wiedereinstellung der Arbeitslosen kommen, nur dann wird diese Wiedereinstellung auch die anderen Branchen beleben und so den ganzen Wirtschaftsprozeß verstärkt wieder in Gang bringen.

Hierzu sind zwei Dinge unerlässlich: Vertrauen zur Zukunft und billige langfristige Kredite. Wenn dagegen in einem Land die politische Stabilität gefährdet erscheint, wenn die Finanzen eines Staates nicht völlig geordnet sind,

Das zweite Quartal des Geschäftsjahres 1930/31 der Vereinigte Stahlwerke A. G.

Erneuter Erzeugungs- und Umsatzrückgang.

Der bereits über eineinhalb Jahre anhaltende Konjunkturrückgang in der Montanindustrie hat auch im zweiten Quartal des Geschäftsjahres 1930/31 für unser Unternehmen eine weitere Verschlechterung des Geschäftsganges gebracht. Wie Generaldirektor Dr. Böglcr schon auf der Generalversammlung am 17. März 1931 ausführte, war von einer Geschäftsbelebung im zweiten Quartal, in einer Zeit, in der unter normalen Verhältnissen längst schon ein großer Teil der Frühjahr- und Sommeraufträge in unseren Büchern stand, nichts zu verspüren. Obwohl schon das erste Quartal des Geschäftsjahres 1930/31 einen schärferen Produktions- und Absatzrückgang gebracht hatte, hat die Erzeugung von Kohle von 5 230 500 t im vorletzten Quartal auf 4 697 540 t im zweiten Vierteljahr weiter um 10,2 % abgenommen. Die Roheiserzeugung ging in der gleichen Zeit von 1 731 625 t auf 1 451 700 t um 16,3 %, die Roheisenenerzeugung von 947 788 t auf 807 645 t um 14,8 % und die Rohstahlerzeugung von 1 005 553 t auf 957 423 t um 4,5 % zurück. Im Vergleich mit dem zweiten Geschäftsquartal 1929/30 macht der Erzeugungsrückgang bei Kohle 29,5 %, bei Roheisen 45,5 % und bei Rohstahl 38,9 % aus.

Auch der schon im vorletzten Quartal stark verminderte Umsatz ist weiter von 233 707 058 RM. in der Zeit von Oktober bis Dezember 1930 auf 205 099 000 RM. um 12,2 % im zweiten Quartal zusammengeschrumpft. Gegenüber dem Umsatz im zweiten Quartal des Geschäftsjahres 1929/30 ist dies ein Rückgang um 37,1 %. Während der Inlands-umsatz sich von 129 943 027 auf 121 846 000 RM. um 6,3 % gegenüber dem vorletzten Quartal verringerte, hat der Auslands-umsatz von 103 764 031 auf 83 253 000 RM. um 19,8 % abgenommen. Gegenüber dem zweiten Quartal des Geschäftsjahres 1929/30 war der Inlands-umsatz um 40,7 % und der Auslands-umsatz um 31,5 % kleiner. Der neuerdings eingetretene bemerkenswerte Rückgang des Auslands-umsatzes ist darauf zurückzuführen, daß die schweren Belastungen mit Reparationsabgaben, Steuern und sozialen Lasten es uns immer mehr unmöglich machen, mit dem unter wesentlich niedrigeren Selbstkosten arbeitenden Ausland auf dem Weltmarkt wettbewerbsfähig zu bleiben.

Die Auftragsbestände der Hüttenwerke und Verfeinerungsbetriebe an Eisen- und Stahlerzeugnissen, die am 31. März 1931 in unseren Büchern standen, machten etwa 58,8 % des entsprechenden Auftragsbestandes im Monatsdurchschnitt des Geschäftsjahres 1929/30 aus gegenüber 59,4 % am 31. Dezember 1930.

Im Hinblick auf das erneute Absinken von Erzeugung und Umsatz ging auch die Zahl der in unserem Unternehmen beschäftigten Arbeiter und Angestellten weiter zurück. Während am 31. Dezember 1930 unsere Belegschaft noch insgesamt 136 808 Mitglieder zählte, beschäftigten wir am 31. März 1931 noch 119 936 Arbeiter und Angestellte. Im Steinkohlenbergbau allein waren am 31. Dezember 1930 62 106 und am 31. März 1931 55 476 Arbeiter und Angestellte beschäftigt.

wenn die Unternehmer Eingriffe in ihr Eigentum und ihre wirtschaftliche Freizügigkeit befürchten müssen, wenn obendrein eine übersteigerte Steuerlast eine allgemeine Verdrossenheit erzeugt hat, dann freilich fehlen zum Konjunkturaufschwung alle Voraussetzungen. Und wenn unter dem Eindruck dieser unsicheren Verhältnisse das inländische und ausländische Kapital das Land verläßt, wenn dieser Kapitalentzug notwendig eine Einschränkung der Produktion nach sich zieht, wenn die Zinsätze für langfristigen Kredit infolgedessen nicht zurückgehen, dann freilich kann das Land sicher sein, daß in dieser Atmosphäre der Mißtrauens und der Sorge die Konjunkturerholung nicht gedeihen kann, dann muß es erst einmal die inneren Voraussetzungen des wirtschaftlichen Vertrauens herstellen, ehe es auf eine Besserung hoffen darf.

Wir haben die Unternehmerinitiative den Motor der Wirtschaft genannt. Nun — um das Bild fortzusetzen: um diesen Motor in Gang zu bringen, genügt es nicht, daß der Staat auf den Unlasterknopf irgendeiner gesetzlichen Verordnung drückt! Der Motor wird nicht anspringen und der Wagen wird nicht von der Stelle kommen, solange seine Räder durch die Bremsen eines allgemeinen Mißtrauens hoffnungslos blockiert sind.



Gang zur Schicht.

Federzeichnung von Prof. J. von Belsen.



Felix Rave



Der Namenlose.

Lithographie von L. G. Schmidbauer.



Blick über einen neuen, vorbildlich angelegten Stadtteil Newyorks...?
Nein, sondern über das Industrieviertel der japanischen Stadt Osaka.

Die Kohlenwirtschaft in Ost- und Südastien.

Von Anton Lübke.

I. Die Kohle in Japan.

Mit zehn Aufnahmen des Verfassers und einer Übersichtskarte.

Japans schneller wirtschaftlicher Aufstieg in den letzten Jahren war ähnlich den alten Industrieländern bedingt durch die Kohle. Niemals hätte das Land der aufgehenden Sonne sich eine mächtige Kriegsflotte, eine Eisenindustrie, eine chemische Industrie, Eisenbahnen und Elektrizität im gegenwärtigen Ausmaße schaffen können, wenn ihm nicht reiche Kohlenfelder zur Verfügung gestanden und es neue durch siegreiche Kriege hinzugewonnen hätte. Man darf sich nun Japan nicht vorstellen als ein Land, welches außer seiner binnen wenigen Jahren verhältnismäßig schnell gewachsenen Schwerindustrie die Steinkohle

in einem Maße gebraucht wie Mitteleuropa und Nordamerika. Vielmehr ist der gegenwärtige durchschnittliche Steinkohlenverbrauch im Verhältnis zu anderen Ländern noch sehr gering. Daher kommt es, daß man in Japan auf Kopf und Jahr eine halbe Tonne Verbrauch rechnet, während in Deutschland jährlich pro Einwohner $4\frac{1}{2}$ Tonnen verbraucht werden.

Die Geschichte des japanischen Kohlenbergbaues ist allerdings nicht so jungen Datums, wie man bei dem rapiden Aufstieg des japanischen Bergbaues in der letzten Zeit annehmen sollte. Sicher ist, daß Steinkohle schon vor mehreren tausend Jahren zum Schmelzen



Japanische Geschäftsstraße bei Nacht.



und zum Brennen von Ton und Porzellan verwendet wurde.

Bedeutungsvoll wurde der japanische Bergbau freilich erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als im Jahre 1868 durch den Japaner Lord Nabeshima in Gemeinschaft mit dem Engländer Glover der erste Schacht bei Sakafshima in die Erde getrieben und im Jahre 1872 der erste Sprengstoff durch den Amerikaner Pumpelly eingeführt wurde. Als im Jahre 1868 die umwälzende Meji-Restauration stattfand, kam auch für den Bergbau eine neue Blüte. Mit offenen Armen bewillkommnete man die technische Kunst und mechanische Ausstattung der Bergwerke nach westlichem Vorbild. Damals berief Japan achtundsiebzig Bergbauspezialisten und eine Reihe europäischer Fachleute, denen die Aufgabe gestellt war, die neuesten Methoden in der Berg-

Theater für die Bergarbeiter der Fushunminen.

industrie einzuführen.

Seit der Einführung eines systematischen Bergbaues ging auch die Produktion der Kohle, die 70% aller japanischen Mineralien ausmacht, schnell in die Höhe, und zwar in einem Maße, als wollte Japan den in früheren Jahren gegenüber anderen Industrien erlittenen Ausfall wieder einholen. Binnen weniger Jahre konnte sich das Land zum Hauptkohlenlande im ganzen Orient aufschwingen und nicht nur für sich mittels der Kohle eine sehr beachtliche Industrie entwickeln, sondern auch einen recht lebhaften Kohlenhandel in den östlichen Gewässern treiben, den bisher England in Händen hatte.

Den größten Anteil an der japanischen Kohlenproduktion, in die sich fünfundsiebzehnzig Kompagnien teilen, unter welchen das Ministerium für Handel und Kommerz den größten Anteil von dem 320.000.000 Yen betragenden investierten Kapital

Japanisches Büro. Im Vordergrund links Holz-Kohlenöfen.

hat, besitzt die Insel Japan selbst. Die Kohlen sind hier hauptsächlich bituminöser Art. Die Kohlenfelder von Honshu, Joban und Ube enthalten daneben auch Anthrazitkohle. Außerhalb Japans liegen die Felder von Fushun in der Mandschurei und die von Sachalin. Die dort vorkommende Kohle hat verschiedene Dualität: Anthrazit, Halbanthrazit, bituminöse Kohle, halbbituminöse Kohle und Lignitkohle.

Die Struktur der Kohlenflöze hat einen besonderen Charakter und erfordert eine besondere Abbautechnik. Die Dicke der Flöze schwankt zwischen 7 und 8 Meter. Eine besonders schwierige Lagerung haben die Felder von Nagasaki, Ube und Miike, die zum Teil unter dem Meere liegen und deshalb eine besondere Art der Unterseekohलगewinnung

Kohlental der Fushunminen.

erfordern. Die jährliche Förderung dieser Felder beträgt 3 Millionen Tonnen gleich 9% der Gesamtproduktion.



Distrikt	Heraufgeholtes Untergrundwasser in Tonnen für jede Tonne produzierter Kohle	
	Höchstmenge	im Durchschnitt
Hokkaidoschächte	20,0	5,6
Jobanschächte	46,2	17,7
Ubeschächte (Nagato), unter See	34,0	14,8
Chikuboschächte	23,5	6,3
Kafuyaschächte	35,6	10,8
Miikeschächte	25,9	14,3
Sagakohlenfelder	24,5	4,8
Nagasaki-Kohlenfelder	37,0	18,0
Anderer Schächte	12,5	7,8
Total	46,2	7,8

Die Produktion, welche teils durch Stollen, teils durch bis zu 410 Meter tiefe Schächte geschieht, erfordert besondere Sicherheiten, einmal wegen des

Förderturm der Railanminen.

V/10

sehr großen Wassergehaltes der Gruben, dann auch zur Abwehr schlagender Wetter, die besonders in den vulkanischen Gebieten viele Gefahren mit sich bringen. Die Jobankohlenfelder leiden außerdem unter Ausbrüchen von heißem Wasser. Um sich ein Bild zu machen von dem auf eine Tonne Kohlen entfallenden Wasser, welches aus den Gruben herausgeholt werden muß, möge vorstehende Statistik dienen.

Neben dem persönlichen Sicherheitsdienst, der für jeden Schacht organisiert ist, und den sehr leistungsfähigen Wasserpumpen verschiedener Systeme ist auch das Entlüftungssystem sehr gut organisiert. Die größte Entlüftungsmaschine kann in der Minute 130 000 Kubikmeter Luft in die Gruben einführen. 62 % der Entlüftungsmaschinen werden durch Elektrizität und 38 % durch Dampf betrieben.

Da ein solcher Sicherheitsdienst sehr teuer ist, da außerdem ein großer Teil der Kohlen noch mit der Hand geschürft wird und da schließlich die Leistungsfähigkeit des japanischen Bergarbeiters nicht so hoch ist, wie diejenige des mit modernen Werkzeugen ausgestatteten europäischen Bergarbeiters, ist die Gewinnung der japanischen Kohle verhältnismäßig sehr teuer. Die folgende Statistik gibt ein Bild von der durchschnittlichen

Jahr	Produktion von einem Arbeiter in einem Jahr	Produktion von einer Person pro Schicht
1913	123 t	0,53 t
1919	90 t	0,37 t
1927	141 t	0,59 t

Leistungsfähigkeit eines japanischen Bergarbeiters in verschiedenen Jahren:

Modernen Stahlgerüstbau in Tokio.

Sehr rationell wird die Sortierung der Kohle gehandhabt. 370 Kohlenwaschmaschinen der verschiedensten Systeme haben eine Leistungsfähigkeit von 5000 Tonnen pro Stunde.

Schon vor dem Kriege zeigte sich in der japanischen Kohlenindustrie eine feste Tendenz nach oben. Der Weltkrieg und die zunehmende Industrialisierung des Landes in der Nachkriegszeit führten zur Abteufung einer Anzahl neuer Schächte. In scharfer Kurve steigen von Jahr zu Jahr die Produktionsziffern, wie nachfolgende Statistik zeigt:

Jahr	Produktion	Wert in Yen
1877	499 000	1 036 490
1907	13 939 000	60 445 000
1926	31 426 549	231 042 269

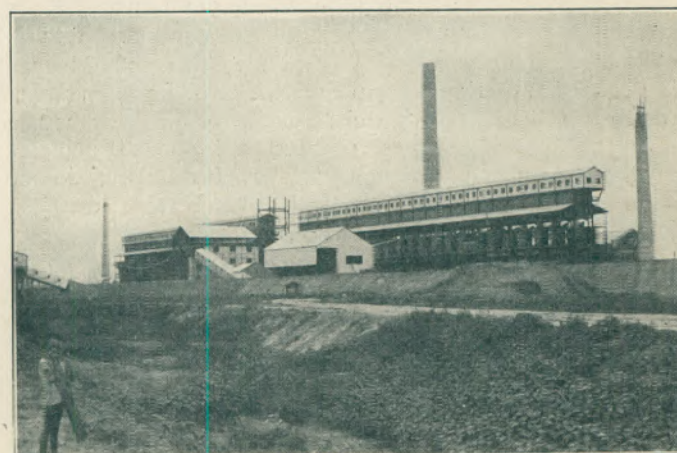
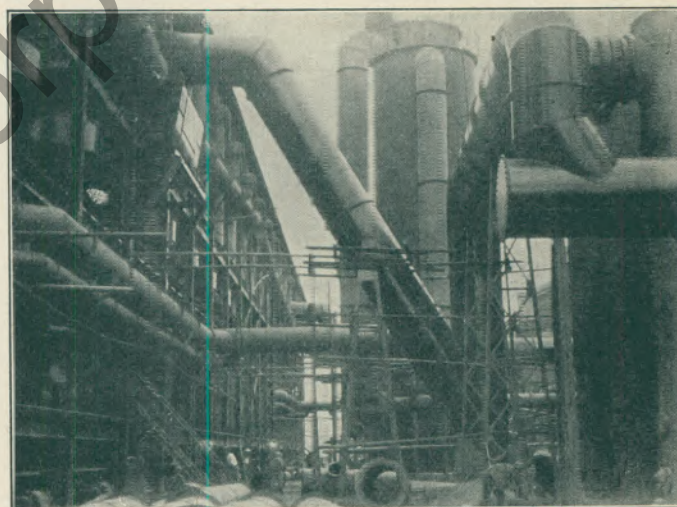
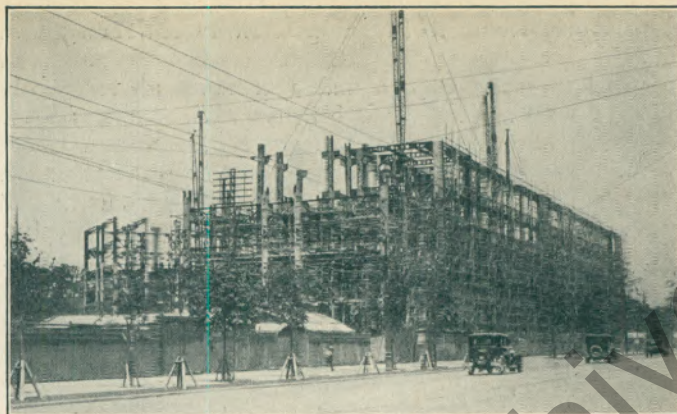
Mit der Produktion von 31 615 000 Tonnen wurde im Jahre 1928 die höchste Förderung erreicht.

Verwaltungsgebäude der Fushunminen.

Der Kohlenhandel außerhalb Japans zeigt im Gegensatz zur eigentlichen Produktion im Inland ein sehr groteskes Bild. Allerdings wird unter die Exportkohle auch die Fushunkohle in der Mandschurei, deren Produktion ständig zunahm, gerechnet.

Dieses gewaltige Wachsen der Produktion, das Mißverhältnis zwischen Import und Export, dann aber auch der nur langsam vor sich gehende Privatverbrauch der Kohle führten zu einer großen Krise der japanischen Kohlenindustrie im Jahre 1928. Anfang des Jahres 1928 lagen auf den Halden 1 600 000 Tonnen, die trotz zeitweiliger Beschränkung der Produktion um 10 % im Juli des genannten Jahres auf 2 300 000 Tonnen gewachsen war. Die Folge davon war, daß im Jahre 1929 die Produktion zwangsweise auf 27 200 000 Tonnen gedrosselt wurde. Jede Tonne Kohle, welche von den Zechen über das erlaubte

Ammoniakwäscherei der Fushunminen.



Maß gefördert wurde, belegte man mit einer Strafe von 50 Sen (1 RM.). Die daraus aufgelaufene Summe benutzte man zur Förderung des Exports und zum Ausgleich der herabgesetzten Kohlenpreise. Von besonderer Bedeutung für die Förderung des Kohlenexports aus der Mandschurei wurde der im vorigen Jahre fertiggestellte Kohlenhafen in Dairen. Durch feste Abschlüsse mit den Industrien und Verkehrsinstituten auf lange Sicht versuchen die Kohlenindustriellen der Kohlenproduktion eine stabile Lage zu geben.

Das Bild von der japanischen Kohlenwirtschaft wäre nicht vollkommen ohne die kurze Erwähnung der zwei bedeutendsten und eigenartigsten Kohlendistrikte: das Kohlenfeld von Miike und das von Fushun in der Mandschurei. Die Kohlengruben von Miike auf der Insel Kyshuu sind die größten Japans außer Fushun. Sie produzieren auch zugleich die beste und gehaltreichste Kohlenforte. Von 1921 bis 1926 stieg die dortige Förderung von 1,6 Millionen auf 2,2 Millionen Tonnen, 1928 wurde die Produktionsziffer um 10 % reduziert. Insgesamt beschäftigen die Gruben 15.000 Mann, zu denen noch 1500 Mann kommen, welche in den Reparatur- und Vorbereitungswerkstätten beschäftigt sind.

Die bedeutendsten Kohlenbergwerke, durch welche Japan erst seine Stellung als industrielle Großmacht im zwanzigsten Jahrhundert festigte, sind die Fushunkohlenfelder in der Mandschurei, die nach dem Russisch-Japanischen Krieg in den Besitz Japans kamen und heute von der Südmandschurischen Eisenbahn verwaltet werden. Der gesamte Komplex dieses Kohlenfeldes umfaßt 480 Quadratkilometer. Nirgendwo auf der Welt findet sich auf verhältnismäßig kleinem Raum ein derartig gewaltiges, zusammenhängendes Kohlenflöz, das zum großen Teil zu Tage liegt, wie in Fushun. Das Flöz hat eine Dicke bis zu 80 Meter, liegt in einer Neigung von 60 Grad gegen Norden 550 Meter tief und wird zum großen Teil im Tagebau abgeräumt. Die Kohle ist in einen ölhaltigen Schiefer eingebettet, der in besonderen Anlagen ausgewertet wird.

Als die Fushunminen von Japan erworben wurden, betrug die Produktion täglich nur 300 Tonnen. Aber schon im Jahre 1911, als weitere Schächte niedergegraben und Tagebauten in Angriff genommen worden waren, stieg die Produktion auf 4000 Tonnen und im Jahre 1918 bereits auf 20.000 Tonnen täglich. Die Gesamtproduktion beträgt zur Zeit über 7 Millionen Tonnen jährlich.

Die Gesamtbelegschaft der Gruben beträgt 49.000, die zum größten Teil Chinesen sind. Arbeiter unter und über Tag sind nur Chinesen. Unter den 614 Abteilungsvorstehern und Direktoren befindet sich dagegen nur ein Chineser. In sozialer Hinsicht sind die Fushungruben die besten des ganzen fernen Ostens. Durchschnittlich ist der Tagesverdienst in den Fushungruben 70 Sen = 1,40 RM., die in Silber täglich ausgezahlt werden. Die Arbeit wird an eine Art Werkmeister

übergeben, welcher 11,5 % mehr Lohn bekommt als ein Arbeiter. Außer dem Lohn erhält jeder Arbeiter freie Wohnung, freies Licht, freie Feuerung, Bad und Haarschnitt. Die Verpflegung, welche die Grubenkantinen liefern, kostet den Arbeiter täglich 11 Sen. Jeder Schacht hat eine besondere Konsumanstalt, und ein 83.000 Quadratmeter großer Kummelplatz gibt Gelegenheit zur freien Benutzung von Theatern, Kinos und anderen Vergnügungen. Die Beamten und Angestellten besitzen Bibliotheken, Lesezimmer, Klubs, Sportplätze, die frei benutzt werden können. Für die Versicherung gegen Krankheit, für Altersversorgung und Hinterbliebenenfürsorge wird jeden Monat ein Tageslohn abgezogen,

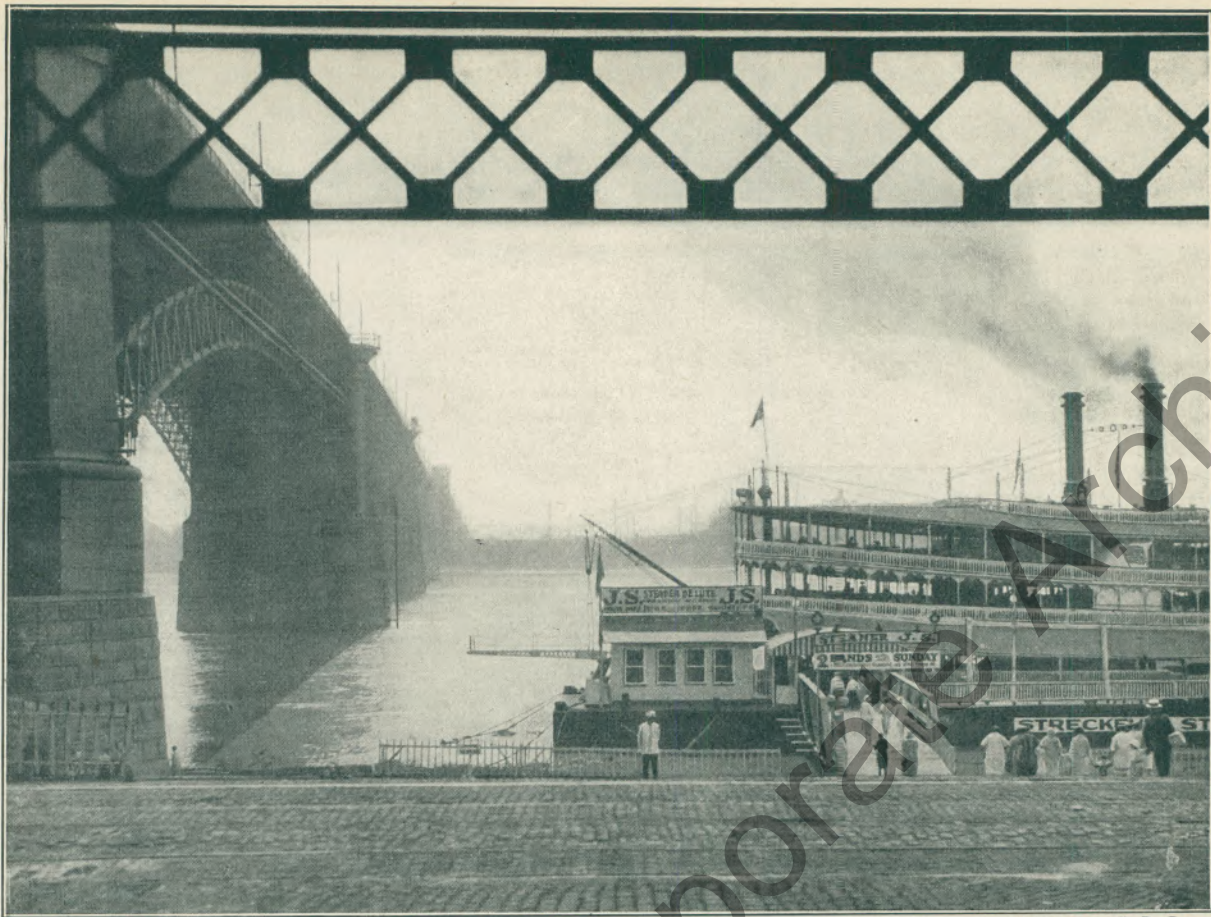
dem die Gesellschaft einen eben solchen Betrag beisteuert. Trifft den Arbeiter ein Unfall, bezahlt die Gesellschaft den Lohn während der Krankheit weiter und außerdem die Kosten für Behandlung und Medizin. Invaliden werden in besonderen Abteilungen mit Seifensieden, Lampenputzen, Stoffweben, Schustern und ähnlichem beschäftigt. Zur Kontrolle der Arbeiter, die durchweg Analphabeten sind, wird das Fingeraabdrucksystem angewendet.

In Anbetracht der sich 1928 geltend gemachten Kohlenkrise und im Hinblick darauf, daß die Kohlenindustrie das wirtschaftliche Fundament des Inselreiches ist, versucht Japan mit allen Mitteln und durch die verschiedensten Methoden seine Kohlenwirtschaft zu steigern, zu gesunden und vor allem nach den neuesten Methoden chemisch auszunützen. Im großen und ganzen ist allerdings die Kohlenveredlung in Japan bisher noch weit zurück. Am weitgehendsten ist sie auf den Fushungruben fortgeschritten, wo auch seit 1914 der gesamte Verkehr elektrifiziert wurde.

Die Steigerung der Nebenproduktengewinnung bedeutete aber nur den ersten Schritt. Schon seit Jahren nimmt in Japan auch das Interesse für die Kohlenverflüssigung einen breiten Raum ein. Nach langen Versuchen ist man endlich dazu gekommen, sich die deutsche Verölungsmethode zu eigen zu machen. Im Jahre 1928 wurde auf den Fushunminen in unmittelbarer Nähe der großen Tagebauten mit dem Bau einer gewaltigen Verflüssigungsanlage begonnen, die nunmehr fertiggestellt ist und im ersten Jahre täglich 200 Tonnen Öl und im zweiten Jahre das Doppelte herstellen wird, wodurch sich die japanische Marine, für welche das Öl ausschließlich bestimmt sein soll, von der ausländischen Öleinfuhr vollkommen unabhängig machen wird.

Nimmt man noch hinzu den durch die Kohle bedingten Fortschritt in der chemischen Industrie, welche Farben, die ersten photographischen Filme, Kerzen, Seife, Kunstseide und ähnliches nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern in großem Maße auch für den Export herstellt, dann bekommt man erst ein vollständiges Bild von dem umfassenden aufstrebenden japanischen Wirtschaftsleben, zu dem in erster Linie die japanische Kohle beiträgt.





Lichtbild von E. D. Hoppé.

Alte Schiffe und moderne Brücke über den Missouri bei St. Louis.



in Übersee

Von Fritz Wilhelm.

(2 Fortsetzung.)

Wie ich den Präsidenten Roosevelt „sicherte“ — Eine französische Musikkapelle spielt die „Wacht am Rhein“ — Meinungsverschiedenheiten unter Kollegen werden durch Boxkampf geklärt — Ich finde eine „lady friend“ — Wir verlassen St. Louis — Hands up!

Noch ein zweites Ereignis aus der St. Louiser Zeit hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Als der Präsident Roosevelt die Weltausstellung von St. Louis besuchte, war man in ungeheurer Sorge um sein Leben. Zur Sicherheit wurden in einem Ausmaße Vorkehrungen getroffen, wie sie selbst bei einem Kaiserbesuch zu jener Zeit kaum üblich waren. Das Festessen, das Roosevelt zu Ehren von der Ausstellungsleitung gegeben wurde, fand in dem großen Bankettsaal des deutschen Alpendorfes statt, der, wie nebenbei erwähnt werden soll, viertausend Menschen aufnehmen konnte. Für diese festliche Veranstaltung mußte ich von zwei anderen Zentralen Stromkreise legen lassen, an die die Lampen über dem Platz des Präsidenten angeschlossen waren. Ich bekam den Auftrag, um die Angelegenheit möglichst unauffällig zu machen, an dem Festessen teilzunehmen, und zwar wurde ich in die nächste Nähe des Präsidenten gesetzt, und unter dem Tisch, an meinem Platz,

mußte ich einen Umschalter anbringen lassen, so daß ich die Lampen über Mr. Roosevelt nach Wahl mit allen drei Stromkreisen nur durch einen Handgriff in Verbindung bringen konnte. Sollte also die Hauptzentrale, die den Strom nach dem Alpendorf lieferte, in die Luft gesprengt werden, um völlige Finsternis im Bankettsaal zu erreichen, konnte ich jederzeit durch einen einfachen Handgriff die Beleuchtung von irgendeiner der beiden anderen Zentralen in Betrieb setzen.

Durch die Zeitungen war bekannt geworden, daß Präsident Roosevelt zu Ehren abends acht Uhr ein Bankett im Alpendorf stattfinden sollte. Infolgedessen hatten sich Tausende von Menschen an dem Haupteingang zu den Restaurationsräumen eingefunden. Obwohl das Alpendorf durch einen dreifachen Kordon von Geheimpolizisten gesichert war, wurden doch noch die Vorkehrungen getroffen, daß der Präsident nicht am Haupteingang vorfuhr, sondern ein be-

sonderer Eingang für ihn, durch eines der Saalfenster, geschaffen wurde. Sobald Roosevelt an seinem Platz angelangt war, wurde der Menge, die draußen auf ihn wartete, durch Megaphon bekanntgegeben, daß ein längeres Verweilen am Haupteingang zwecklos sei, da der Präsident bereits durch einen anderen Eingang den Bankettsaal betreten habe. Ich weiß nicht, ob die Sicherheitsmaßnahmen stets so umfangreich getroffen wurden. — Vielleicht bildete der Besuch der Ausstellung eine Ausnahme, weil einige Jahre zuvor, gelegentlich einer anderen Weltausstellung, der Präsident McKinley erschossen worden war.

Die Teilnahme an dem Bankett war für mich sehr interessant. Die führenden Vertreter aller Länder, vornehmlich auch die der Presse, nahmen daran teil. Nachdem Roosevelt eine Rede gehalten hatte, antwortete der Präsident der Weltausstellung, und nach ihm sprachen die amtlichen Vertreter aller ausländischen Staaten. Nach jeder Ansprache eines Regierungsvertreters stimmte die Festkapelle die Nationalhymne seines Landes an. Als der deutsche Kommissar seine Ansprache beendet hatte, folgte aber nicht sofort die „Wacht am Rhein“, die in den USA. zumeist zu Ehren Deutschlands gespielt wurde — „Heil Dir im Siegerkranz“ hat bekanntlich die gleiche Melodie wie die englische Nationalhymne —, sondern die französische Festkapelle behauptete, das deutsche Lied nicht spielen zu können. Frances, der Präsident der Ausstellung, erreichte es durch sein sofortiges, sehr energisches Eingreifen, daß die Musik auf einmal doch die „Wacht am Rhein“ spielen konnte. Die Störung war so kurz, daß die meisten Teilnehmer den wahren Grund der Verzögerung nicht erkannten, was man daraus ersehen konnte, daß die sonst so geschwägige amerikanische Presse diesen Vorfall überhaupt nicht erwähnte.

Als zum Schluß der Nationalmarsch der Yankees gespielt wurde, der der Lieblingsmarsch der Nordtruppen auf ihrem Siegeszug gegen den Süden während des Bürgerkrieges war, verblüffte es mich, zu sehen, in welche Begeisterung sich der Amerikaner in patriotischen Angelegenheiten hineinzusteuern vermag. Aller Anwesenden bemächtigte sich ein Laumel, der sich in Mitsingen, Brüllen und Schreien entlud, und an dem sich nicht zum wenigsten der Präsident Roosevelt selbst beteiligte. — Ebenso wie dieser Vorgang erregte der uneinheitliche Anzug, in dem die Teilnehmer zu dem offiziellen Bankett erschienen waren, mein Erstaunen und Befremden. Viele hatten den Frack angelegt, ein großer Teil erschien im Gehrock, während eine Menge Gäste einfach im hellen Straßenanzug gekommen war. Ich habe in meinem Leben öfter an dieses bunt zusammengewürfelte Bankett in den USA. denken müssen, als ich in die unter englischem Einfluß stehenden Länder kam, in denen englische Sitte den Frack bei allen festlichen Gelegenheiten vorschreibt.

Ein Bild, wie damals in St. Louis, dürfte man allerdings heute wohl nicht mehr in den USA. zu sehen bekommen; denn der Amerikaner hat mit der Zeit gelernt, daß es gerade in Ländern mit farbigen Eingeborenen unumgänglich notwendig ist, sich durch Betonen äußerer Sitten und Formen den nötigen Abstand zu verschaffen. Diese Äußerlichkeiten haben nicht zum wenigsten dazu beigetragen, den Engländern in der Welt die Stellung zu geben, die sie heute noch einnehmen. Sollte sich der Amerikaner in bezug auf Zivilisation noch weiter entwickeln — und es hat stark den Anschein —, so wird wahrscheinlich im Laufe der Zeit das früher Unmögliche Tatsache werden, nämlich, daß der Nordamerikaner den Engländer aus seiner Weltmachtstellung verdrängt.

Die Mischung der europäischen Völker hat in den USA. einen neuen Menschentyp geschaffen, der sich von den Europäern stark unterscheidet, und der Qualitäten hat, die ihn vielleicht einmal befähigen werden, eine weltbeherrschende Stellung einzunehmen. Es dürfte sich deshalb empfehlen,

den Einfluß Nordamerikas in Europa nicht zu groß werden zu lassen.

Man darf bei der Einschätzung der Nordamerikaner niemals vergessen, daß es in der Mehrzahl die Nachkommen von sehr mutigen Menschen sind; denn ohne Zweifel gehört zu jeder Auswanderung nach Uebersee Mut. Feiglinge dürften nur sehr selten bereit sein, ihr Vaterland aufzugeben und sich in einem anderen Weltteil ein neues Leben aufzubauen. Dieser Faktor sollte niemals übersehen werden; denn gerade diese Charaktereigenschaft bestimmt in hohem Maße unsere Handlungen. Nur Menschen mit persönlichem Mut vermögen Großes in der Welt zu leisten. Die Unerblichkeit, die der Nordamerikaner überall und in jeder Lebenslage an den Tag legt, ist bewunderungswürdig. Die widerliche Kriecherei vor hohen Vorgesetzten ist in den USA. unbekannt. Jeder spricht frei und frank und vertritt seine Ansicht. Die Disziplin wird hierdurch weder in kleinen noch in großen Unternehmungen in irgendeiner Weise gefährdet. Wird die Ansicht eines Angestellten von seinem Vorgesetzten nicht geteilt, so fügt sich der Untergebene ungefähr mit den Worten: „Sie sind der Chef und sind verantwortlich.“ Jede Auseinandersetzung verläuft in ruhiger, sachlicher Form. Erregte, häßliche Szenen sind in europäischen Industriebüros nicht selten, in den USA. habe ich sie während meiner anderthalbjährigen Tätigkeit niemals kennengelernt.

Wenn man in Nordamerika mit den Leistungen eines Menschen nicht zufrieden ist, so sagt ihm der Vorgesetzte einfach: „You are not the man, I am looking for“, d. h. „Sie sind nicht der richtige Mann, den ich suche.“ Eine solche Äußerung enthält nichts Beleidigendes; denn sie ist so auszulegen, daß der Betreffende für die fragliche Stellung nicht die notwendigen Eigenschaften besitzt, die erforderlich sind, während er auf einem anderen Posten wahrscheinlich Gutes leisten würde. Das Heruntersetzen eines Untergebenen, womöglich mit den Worten: „Sie können ja überhaupt nichts“, ist in Amerika undenkbar, wenn der Mann nicht gerade ein Taugenichts oder Idiot ist; denn der Vorgesetzte müßte bei einer solchen Äußerung darauf gefaßt sein, tötlich angegriffen zu werden.

Auch ein lautes Streiten zwischen den Kollegen im Büro habe ich in den USA. nicht gehört. Wohl aber erlebte ich es, daß sich Kollegen, die sich im Büro gegenseitig verärgert hatten, ihre Wut nach Büroschluß in einem Boxkampf zur Entladung brachten. Der Kampf dauert dann so lange, bis einer erschöpft am Boden liegen bleibt. Im Westen der USA. spielt bei solchen Zweikämpfen hin und wieder auch der Revolver die entscheidende Rolle; häufig sind solche Fälle aber nicht.

Wenn man nun noch in Erwägung zieht, daß man in den USA. beim Arbeiten wenig gehemmt wird durch unnützes Hineinreden von seiten der Vorgesetzten, sondern es jedem nach Möglichkeit freigestellt ist, wie er seine Aufgaben löst, wenn er sie nur löst, so ist es auf Grund dieser Schilderungen wohl verständlich, wenn ich stets zu sagen pflegte: „Ich möchte in den USA. arbeiten und in Europa leben.“

Es wird häufig behauptet, der Wirtschaftskampf in den USA. werde rücksichtslos geführt. Gewiß, es gibt dort keine gesellschaftlichen sozialen Einrichtungen, vor allen Dingen keine Altersrente, aber dafür ist die Bezahlung für geleistete Dienste höher, so daß man leicht für das Alter Ersparnisse zurücklegen kann bzw. die Prämie für eine Altersversicherung aufzubringen vermag. Wird aber ein Mittelloser in Nordamerika krank, so gibt es viele wohltätige Stiftungen, die den Betroffenen kostenlos gesund pflegen.

Es sei weiter zugegeben, daß rücksichtslose Entlassungen stattfinden bei schlechter Konjunktur, aber das ist bei uns genau so in der Privatindustrie, die ich als Ingenieur in erster Linie zu beurteilen vermag. Nur habe ich die Beob-



Lichtbild von E. D. Hoppe.

Kreuzgang der Mission San Juan Bautista (Kalifornien).

achtung gemacht, daß ein tüchtiger, fleißiger Mann, der in seinem Beruf etwas leistet, in den USA. ungleich leichter eine neue Stellung findet als bei uns. Infolge der geringen Bevölkerungsdichte ist es ja auch ganz erklärlich.

Ob es für den deutschen Maschinenbau zweckmäßig ist, die nordamerikanischen Maßnahmen bei Konjunkturniedergängen nachzuahmen und sogleich bei flauerem Geschäft Ingenieure und gelernte Arbeiter rücksichtslos auf die Straße zu setzen, erscheint sehr zweifelhaft. Wir können und sollen viel von den Yankee's lernen, aber wir dürfen ihre Einrichtungen nicht sinnlos kopieren. Das deutsche Volk hat andere Eigenschaften als das nordamerikanische, und außerdem sind die Lebensbedingungen bei uns ganz andere. Der Deutsche hat viel mehr Gemüt, und er ist es gewöhnt, mit seinem Herzen bei der Arbeit zu sein. Nur so ist die große, häufig sehr selbstlose Aufopferung für seine Firma verständlich. Noch heute sind viele deutsche Ingenieure gern bereit, unausgesezt mit Überstunden zu arbeiten; oft nehmen sie auch noch Arbeiten mit nach Hause, um Sonntags und abends für ihre Firma zu schaffen, ohne daß sie dadurch auch nur im geringsten besonders entschädigt werden. Ich denke bei dieser Schilderung durchaus nicht an die notorischen Umstandskrämer, die so langsam arbeiten, daß sie Überstunden machen müssen, weil sie sonst ihre Arbeit nicht zu Ende bringen. Noch viel weniger denke ich an die Oberbeamten, die an dem Gewinn ihrer Firma in irgendeiner Form beteiligt sind, sondern ich erzähle von dem Durchschnittsbeamten, der nur aus Freude an der Arbeit unbezahlte Mehrleistungen vollbringt. Ein derartiger Idealismus, auf den wir Deutsche stolz sein können, ist dem Nordamerikaner fremd. Diese schöne Volkseigenschaft, auf die zum weitaus größten Teil unsere industrielle Weltstellung zurückzuführen ist, wird aber wohl bald verkümmern, wenn unsere Wirtschaftsführer Angestellte und Arbeiter bei der

leisesten Konjunkturschwankung auf die Straße setzen. Sicher ist nichts dagegen einzuwenden, daß eine Fabrikleitung im Wirtschaftsniedergang ungeeignete Arbeitskräfte abstößt, aber daß bei nur vorübergehenden Konjunkturniedergängen langjährige erprobte Mitarbeiter entlassen werden, ist eine sehr bedauerliche Zeitererscheinung, durch die eine unserer besten Volkseigenschaften allmählich verschwinden wird. Es darf doch nie außer acht gelassen werden, daß die Mechanisierung unserer industriellen Betriebe längst nicht so weit vorgeschritten ist wie in den USA., wo fast nur Serienbau getrieben wird, während die Stärke unserer Industrie noch in vielen Fällen gerade in der größeren Anpassungsfähigkeit an die Bedürfnisse unserer Kunden liegt. Diese Tendenz ist aber nur aufrechtzuerhalten mit gut eingearbeiteten Angestellten, insbesondere Ingenieuren, die sich auf ihren Spezialgebieten reiche Erfahrungen erworben haben; denn andernfalls häufen sich die fehlerhaften Lieferungen in einem Maße, daß die Betriebe an den ungeheuren Unkosten, die durch berechnigte Kundenreklamationen entstehen, einfach zugrunde gehen.

Wir haben bisher nur das Arbeiten in den USA. einer Betrachtung unterzogen. Mit der Bemerkung, daß ich stets wünschte: „Ich möchte in den USA. arbeiten und in Europa leben“, wies ich aber schon darauf hin, daß mir die Lebensbedingungen außerhalb der Arbeit nicht behagten, trotzdem manche gesellschaftliche Einrichtung in den USA. besteht, die mir sehr gut gefie, die aber doch wohl in erster Linie für Amerika paßt. Der Hauptgrund, der es den Deutschen so schwer macht, sich in den USA. heimisch zu fühlen, ist wohl darin zu suchen, daß die Nordamerikaner das nicht kennen, was wir unter dem Begriff „Gemütlichkeit“ zusammenfassen. Schon in ihrer Sprache fehlt ein Wort dafür. Große Teile der Bevölkerung empfinden dieses Manko bereits, und



Lichtbild von E. D. Hoppe.

Küste von Santa Barbara (Kalifornien).

kein Geringerer als der jetzige Präsident Hoover hat den amerikanischen Delegierten zum „Internationalen Reklamekongress in Berlin“ den Auftrag erteilt, bei uns das zu studieren, was wir mit Gemütlichkeit bezeichnen, um es in geeigneter Form in das nordamerikanische Leben einzufügen. Ob es aber jemals möglich sein wird, bei dem nordamerikanischen Volkscharakter das Leben in den USA. gemütvoller zu gestalten, erscheint zweifelhaft. — Zum mindesten ist es fraglich, ob ein gewisses Behagen im nordamerikanischen Leben möglich ist, solange die Volkseigenschaften so stark ausgeprägt sind, die diesem Volke zu seinen Erfolgen verhelfen. Die Jagd nach dem Dollar beherrscht bei weitem den größten Teil der Nordamerikaner. Die Dollarjagd ist der Sport der Yankee. Ihr ganzes Denken und Tun wird von dem Wunsche, viele Dollar zu erwerben, beherrscht. Sie arbeiten an der Ausbildung ihrer Persönlichkeit nur so viel, weil sie dadurch hoffen, geeigneter zu werden für das schnellere Verdienen.

Die Sucht nach dem Dollar macht den Yankee aber durchaus nicht geizig, sondern er ist im Geldausgeben sehr großzügig, insonderheit für Reisen, Autos und Vergnügungen. Ihm liegt vor allen Dingen daran, seine Fähigkeiten zu entwickeln, viel Geld zu machen, wie der Yankee sagt, weil er darin die sicherste Gewähr sieht, sich und seine Familie gut durchs Leben zu bringen. Das Ansammeln von größeren Vermögen erstrebt er wohl, aber er verläßt sich nicht so sehr auf sein Vermögen, wie auf die Fähigkeit, viel Geld zu erwerben, weil die wirtschaftlichen Verhältnisse in den USA. großen Schwankungen unterworfen sind. Und da fast alle Yankees an der Börse oder in anderer Form spielen, werden Vermögen oft über Nacht verloren. Sie sind aber von Jugend auf in solchen Anschauungen erzogen, daß einen Yankee der Verlust seines Vermögens für gewöhnlich nicht umwirft, er macht nicht viel Aufhebens davon. Seine Freunde und Angehörigen rufen ihm in solchen Fällen nur lächelnd zu: „Try it again“ (Versuche es wieder). Das reiche, große, verhältnismäßig schwach bevölkerte Land bietet so viele Möglichkeiten, reich zu werden, daß es den fleißigen Menschen, die etwas leisten, auch zumeist wieder gelingt, von neuem ein Vermögen zu erwerben.

Daß die Bildung von wenigstens kleineren Vermögen

einem Teil des Volkes nicht gelingt, liegt zumeist daran, daß zu häufig der Beruf gewechselt wird. Solche Leute lassen sich durch vorübergehende Erscheinungen verleiten, immer wieder in einen anderen Beruf zu gehen, was zur Folge hat, daß sie in keinem wirkliche Leistungen aufzuweisen haben und infolgedessen auf die Dauer auch nicht vorwärtskommen. Ausnahmen bestätigen diese Ansicht.

Gelingt es den Deutschen in den USA., viel Geld zu verdienen und sich bis zum Lebensende ein entsprechend großes Vermögen zu ersparen, dann sind sie am Ende ihrer Tage meist ganz zufrieden. Gelingt es ihnen aber nicht, so werden sie leicht bitter und bereuen es, ihre alte, liebe deutsche Heimat verlassen zu haben. Sie sagen sich: „Nur um so viel zu verdienen, um die Familie gerade durchbringen zu können, brauchen wir nicht nach diesem ungemütlichen Lande auszuwandern, das hätten wir in der alten Heimat wohl auch erreicht unter uns mehr zusagenden Lebensbedingungen.“

Diese Ansicht gilt aber nur für die aus Deutschland eingewanderte Generation. Deren Nachkommen sind schon vollkommen amerikanisiert und von dem Gedanken durchdrungen, daß es nur ein Land in der Welt gibt, in dem man glücklich werden kann, und das sind die USA.

Ich hatte Beziehungen bekommen zu einem „Klub ehemaliger Studenten von deutschen Hochschulen und Universitäten“, und da ich ein Einkommen hatte, das mir gestattete, in wohlhabenderen amerikanischen Familien zu verkehren, was durchaus nicht billig ist, weil man selbst als ganz junger Mann alle Einladungen erwidern muß, wurde ich über meine lady friend, ein College girl (Studentin) zu einem Festessen in diesen Klub eingeladen, dem ihr Vater als Mitglied angehörte. (Jeder junge Amerikaner hat eine Freundin, meist aus seiner Gesellschaftsklasse.) In dem genannten Verein hatte sich eine glänzende Gesellschaft zusammengefunden, denen es wirtschaftlich allen sehr gut ging. Dieses war schon daraus zu ersehen, daß die Klubbeiträge sehr hoch waren. Die Mitglieder waren durchaus nicht alle „Deutsche“ oder „ehemalige Deutsche“, die Amerikaner geworden waren, sondern sie waren zum Teil auch geborene Amerikaner, die auf deutschen Universitäten oder Hochschulen ihre Studien oder doch einen Teil davon absolviert hatten.



Lichtbild von E. D. Hoppé.

Windgepeitschte Bäume auf der Monterey-Halbinsel (Kalifornien).

Während des Essens wurde eine sehr schöne Rede auf das liebe Deutschland gehalten, das ihnen die wissenschaftlichen Kenntnisse vermittelt hatte, mit denen sie erfolgreich im Kampf ums Dasein ihre Stellung verfechten konnten. Anschließend an die Ansprache spielte die Kapelle „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“, was, wie schon erwähnt, im Auslande ja oft zu Ehren unseres Vaterlandes intoniert wurde, wobei alle Anwesenden stehend mitsangen. Nach Beendigung dieses Liedes spielte die Kapelle fogleich die amerikanische Nationalhymne „Star sprinkled banner“, die ebenfalls stehend abgesungen wurde; dabei trat aber die Begeisterung in viel stärkerem Maße hervor, was mich in dem Kreise erstaunte und betrübte. Als ich nach dem Essen zwei deutschen Ärzten gegenüber von meiner Beobachtung sprach, sagten mir die Herren: „Was wollen Sie? Alle, die hier versammelt sind, wanderten aus irgendeinem Grunde aus Deutschland aus, weil sie mit den Verhältnissen drüben nicht zufrieden waren, sei es, daß sie nicht schnell genug vorankamen oder sich nicht durchsetzen konnten und dergleichen. Hier in den USA. sind alle, die Sie heute auf diesem Fest versammelt sehen, erfolgreich gewesen, sonst könnten sie diesem teuren Klub nicht angehören. Was ist menschlich verständlicher, als daß sie ihre zweite Heimat mehr lieben als das Land, in dem ihre Wiege stand? Die vielen Tausende von Deutschen, die in den USA. keinen Erfolg haben, hängen ungleich mehr an ihrem alten Vaterlande und zerbrechen nahezu an der Sehnsucht nach Deutschland.“

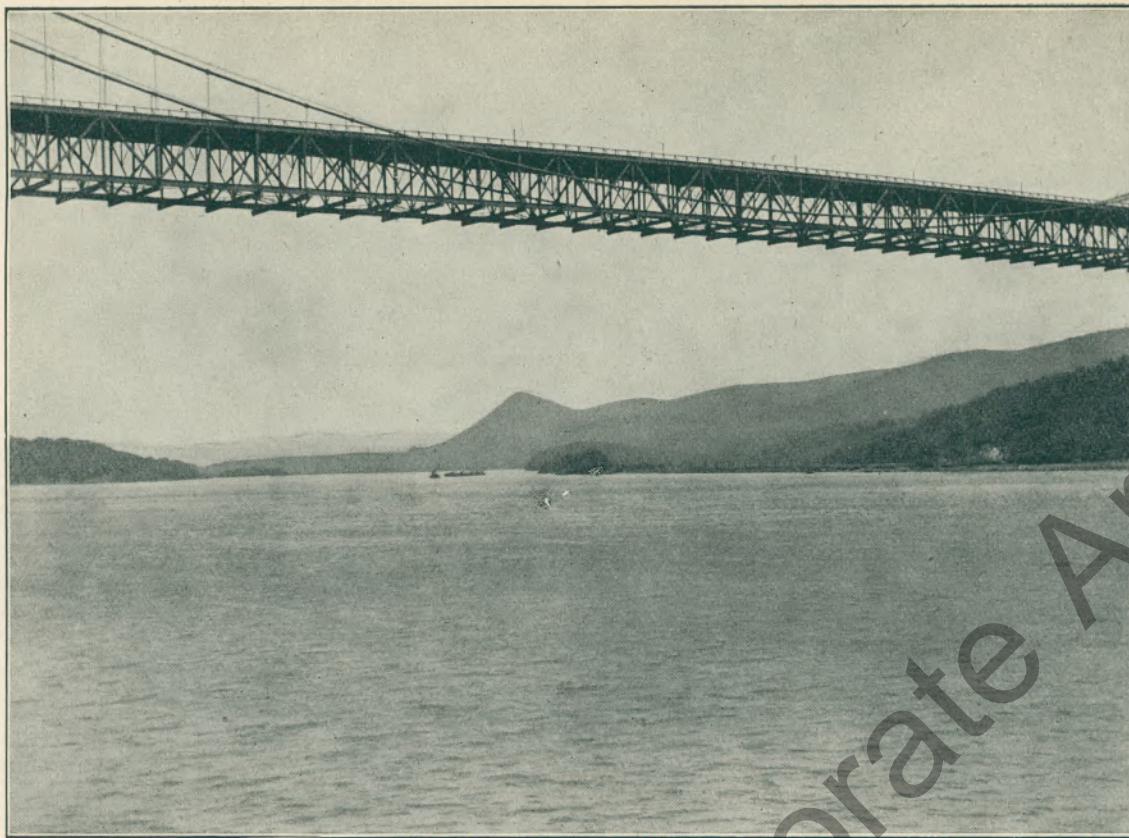
Die Richtigkeit dieser Ansicht habe ich durchaus bestätigt gefunden; trotzdem widersprach ich gefühlsmäßig, und ich habe sie stets mit meiner ganzen Beredsamkeit bekämpft.

In der Familie meiner lady friend, in der ich gern verkehrte, haben wir endlose Diskussionen über dieses Thema gehabt, aber es ist mir wohl kaum gelungen, meine Um-

gebung zu meinen Gedankengängen zu befehren. Der einzige Gewinn, den mir diese oft sehr temperamentvollen Auseinandersetzungen brachten, bestand darin, daß ich lernte, die englische Sprache gewandt und fehlerlos zu gebrauchen, weil mich meine lady friend stets sofort auf alle Sprachfehler in reizend taktvoller Weise aufmerksam machte, und außerdem bekam ich einen tiefen Einblick in das Leben der Nordamerikaner, mit denen ich durch diese junge Studentin ausschließlich verkehrte.

Ihre Eltern stammten wohl von Deutschen ab; da die Familie aber schon seit mehr als hundert Jahren in den USA. ansässig war, merkte man nur noch sehr wenig von deutschem Einschlag, aber es waren prächtige, tüchtige Menschen; den unvergeßlichen Stunden in ihrem Hause verdanke ich viel. Manches habe ich in der damaligen Zeit gelernt, was mir später im Leben sehr zustatten kam, wenngleich ich auch zugeben muß, daß mein Bankkonto sicher rascher angestiegen wäre, wenn ich mir einen weniger wohlhabenden Verkehr gesucht hätte. Ein Zurückhalten gab es nicht, man gehörte zu dem Kreise und mußte alles mitmachen außerhalb der Arbeitszeit. Übermäßig viel Gemüt haben die Yankee-girls nicht, aber sie sind prachtvolle Kameraden und sind leicht zufriedenzustellen, wenn man sich den Gebräuchen ihrer Kreise restlos fügt. Alles ist drüben vorgeschrieben: Kleidung, Vergnügen, Weltanschauung, kurz und gut: das ganze Leben. Im Lande der Freiheit kennt man keine persönlichen Regungen, man führt in seinem Kreise das unfreieste Leben der Welt; nur die Arbeit jedes einzelnen wird respektiert, auf sie wird stets Rücksicht genommen, sie geht allem voran.

Da ich auch an den Sonntagen in den Nachmittags- und Abendstunden Dienst hatte, war es ganz selbstverständlich, daß meine lady friend mit ihren Freundinnen und deren Freunden die Sonntagabende in dem deutschen Tiroler Alpen-



Der Hudson im Staat Newyork.

Lichtbild von E. D. Hoppe.

restaurant verbrachten, wohin ich unbedenklich während meiner Dienststunden gehen konnte, weil es ja von meiner Zentrale Strom erhielt und ich an dem Brennen der Lampen sehen konnte, ob meine Maschinen gut liefen. Auf meinen mehrmaligen Inspektionsgängen an solchen Abenden begleitete mich meine lady friend stets, und sie brachte allen meinen Dienstobliegenheiten großes Interesse entgegen. Wenn ich an irgendeiner Stelle durch die Beseitigung einer Störung aufgehalten wurde, wartete sie ohne das geringste Zeichen der Ungeduld und freute sich mit mir, wenn der Fehler schnell behoben werden konnte. Meine Monteure begrüßte sie stets sehr taktvoll und sprach mit ihnen so freundlich und natürlich, daß ich sie im geheimen oft bewunderte. Ich pflege zu sagen: „Man kann ein Yankeegeißel an den Hof eines Kaisers und in die Hütte eines Arbeiters führen — stets wird es sofort den richtigen Ton finden und nicht anstoßen.“

Trotz aller dieser Vorzüge stand es nach kurzer Zeit für mich doch schon fest, daß ich niemals eine Nordamerikanerin heiraten würde. — Sie hat zu wenig Gemüt und zu wenig Sinn für Gemeinsamkeit. Ein Ineinanderklingen der Seelen, wie es bei uns in glücklichen Ehen der Fall ist, kennt eine Amerikanerin nicht. In einer glücklichen amerikanischen Ehe stehen die Ehepartner miteinander so wie bei uns gut harmonisierende Sozzen. Es sei zugegeben, daß es in den USA. nicht so viele völlig unglückliche Ehen gibt wie bei uns, aber es gibt dort auch keine in unserem Sinne wahrhaft glückliche Ehen. Ich wäre mit dem, was mir eine amerikanische Ehe zu bieten vermag, nicht zufrieden.

Die Freundschaft zwischen jungen Menschen beiderlei Geschlechts, ohne Verpflichtungen für das spätere Eingehen einer Ehe zu übernehmen, ist vernünftig. Die Geschlechter lernen sich bei ihrer Arbeit und im Alltag kennen und bleiben vor dem Irrtum bewahrt, die heitere, festliche Art besonderer Gelegenheiten als den bestimmenden Ausdruck des Wesens zu nehmen. Übernehmen wir die amerikanische Art, so wäre es doch nicht dasselbe. Der Amerikaner trennt scharf die

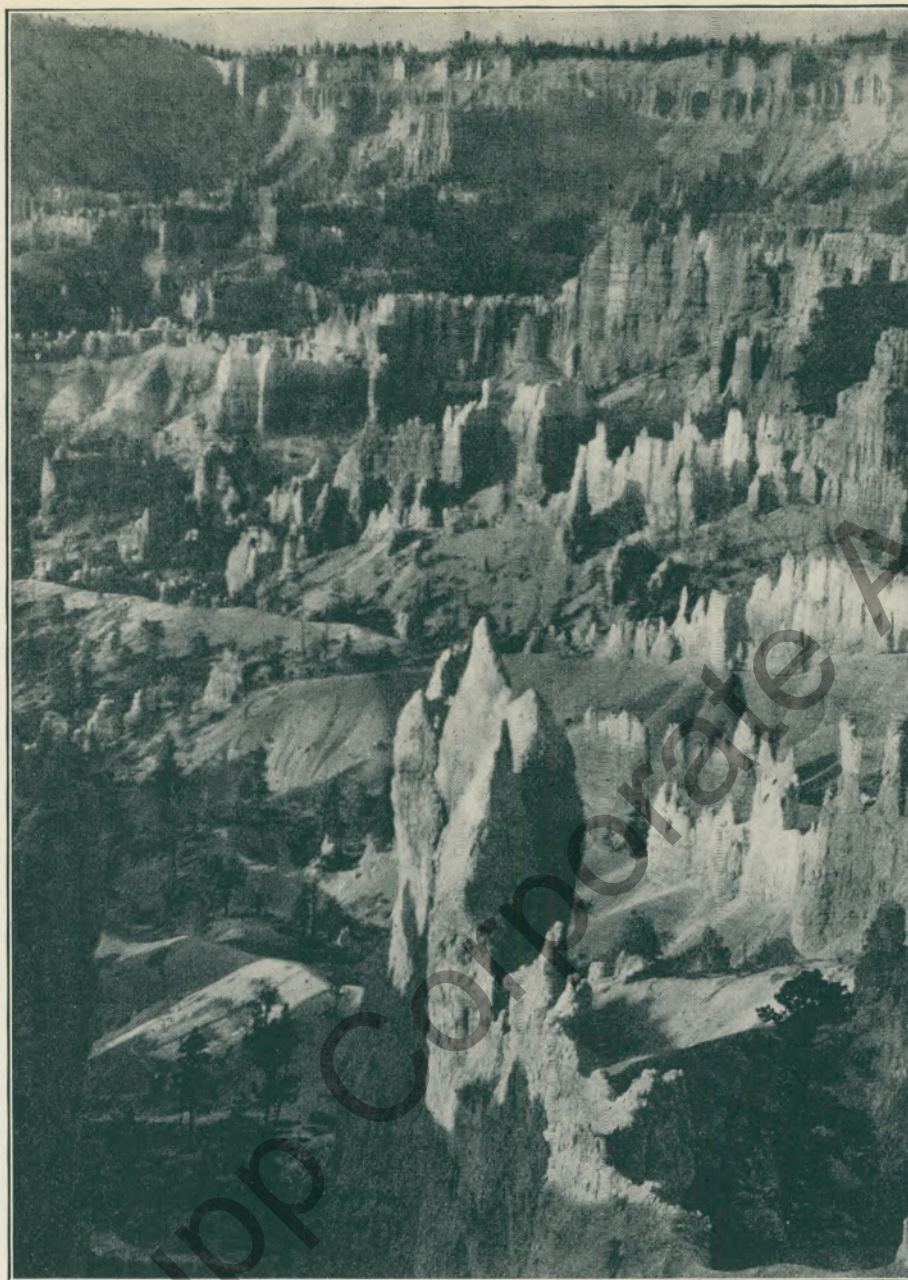
Bewußtsein; es ist ein fortwährendes Spiel zwischen Denken und kaum bewußtem Tun. Wir haben aber auch genug Männer und Frauen in unserm Volke mit Ideen, die Lösungen zu finden wissen. Die Zukunft unseres Vaterlandes wird davon abhängen, ob es bald gelingt, diesen ideenreichen Menschen in unserm Vaterlande den Einfluß einzuräumen, der ihnen zukommt.

Als die Weltausstellung in St. Louis geschlossen wurde, entschloß ich mich, den Ort meiner Tätigkeit zu ändern, um auch andere Teile Nordamerikas kennenzulernen. Es bot sich mir eine Gelegenheit, nach Kansas City Ka. zu der dortigen Zweig-Telephongesellschaft der Bell Co. zu kommen. Ich ergriff diese Gelegenheit aus zwei Gründen gern. Einmal wollte ich mich allmählich in das große Gebiet der Schwachstromtechnik, zu der die Telephonie, Telegraphie, das Eisenbahnsicherungswesen usw. gehörten, einarbeiten, und außerdem siedelte meine lady friend nach dieser Stadt über. Ich wollte meinen Lebensweg noch ein Stück weiter mit diesem guten, klugen Kameraden zusammen zurücklegen, der mich so spielend leicht überall in die rein amerikanischen Kreise meiner Gesellschaftsklasse hineinbrachte, worauf ich großen Wert legte; denn ich wollte den häufigen Fehler vieler meiner Landsleute vermeiden, die in fremden Ländern in erster Linie den Verkehr mit Deutschen suchen, so daß es infolgedessen sehr lange dauert, bis sie ihr Gastland kennenlernen.

Eines schönen Tages im Spätherbst verließen meine lady friend und ich das liebe St. Louis, das nach Schluß der Weltausstellung, wodurch viele Menschen arbeitslos geworden waren, arg ungemütlich wurde. Hands-up-Leute überfielen fortgesetzt Passanten und raubten sie aus, weshalb ich auf Anraten meiner amerikanischen Freunde eine Dollar-Uhr kaufte, die ich fortan an Stelle der von meinem Vater erbten goldenen trug. Außerdem hatte ich nie mehr als zwanzig bis dreißig Dollar in der Tasche, um gegebenenfalls ruhig bei einem Überfall die Hände hochheben zu können und mir alles fortnehmen zu lassen. Es sind zumeist nur Green-

Stunden der Arbeit und der Erholung; der Deutsche sucht die Harmonie des Seins.

In den meisten Fällen — ganz besonders auch in dem hier behandelten — ist es durchaus nicht zu empfehlen, eine Umgestaltung des Volkscharakters anzustreben. Gerade in der Entwicklung der guten Volkseigenümlichkeiten liegt die Stärke einer Nation. Erkennen wir, daß sich unsere Sitten und Gebräuche ändern müssen, um sich dem Wandel der Weltanschauungen anzupassen, dann dürfen wir nicht einfach etwas Fremdes kopieren, sondern müssen unsere Einrichtungen und Gebräuche in der Wahrhaftigkeit wirklichen Wachstums entwickeln, und das geschieht kaum mit



Lichtbild von E. D. Hoppe.

Perflüftete Felsen des Bryce Canyon (Utah).

horns (Bezeichnung für Männer, die erst kürzlich vom Auslande nach den USA. gekommen sind), die sich Hands-up-Leuten gegenüber zur Wehr setzen, was sie in den weitaus meisten Fällen mit ihrem Leben bezahlen; denn diese Verbrecher im Westen der USA. sind zumeist gute Revolver-schützen, da sie von Jugend auf schon üben, den Revolver zu gebrauchen. Man kann dort die Behauptung aufstellen: Sieger ist stets der, der zuerst den Revolver schußbereit hat, und das ist zumeist nicht der Überfallene; doch gibt es allerdings Ausnahmen.

Ein mir befreundeter Kollege hatte sein Monatsgehalt ausgezahlt bekommen und war an dem Tage länger an seiner Dienststelle aufgehalten worden, so daß es schon dunkel war, bevor er sein Heim erreichte. Er erkannte aber rechtzeitig die ihm dadurch drohende Gefahr, entschloß sich seinen Revolver zu nehmen, so komisch es aussah, mit verschränkten Armen, was ihm gestattete, seine Schußwaffe unauffällig durch den

linken Arm zu verbergen. Als er eine unbelebte Stelle auf dem Heimwege passierte, sprang ein „Hands-up-Mann“ auf ihn zu und hielt ihm kläglich die Schußwaffe mit der Aufforderung entgegen, ihm Uhr und Geld auszuliefern. Der überfallene Kollege war aber auf der Hut, er ließ sich im Bruchteil einer Sekunde auf die Knie fallen und streckte seinen Gegner durch einen Herzschuß nieder. Diesen Fall besprach die Presse sehr eingehend, und der betreffende Ingenieur wurde als Held von der ganzen Stadt gefeiert.

Ich habe aus diesem Vorfall gelernt, und in meinem späteren Leben bin ich ein paarmal nur deshalb einer Verabung entgangen, daß ich meinen Revolver in unsicheren Gegenden schußbereit — verdeckt durch den linken Arm — trug. Das lächerliche Bild, mit verschränkten Armen auf der Straße zu gehen, muß man in solchen Fällen schon mit in den Kauf nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst des Wanderns.

Von Hans Bethge.

Wir wandern unablässig: von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr; wir wandern von Erfahrung zu Erfahrung, von Laune zu Laune, von Lust zu Leid, von Hoffnung zu Enttäuschung; wir wandern durch Nacht und Sonne, durch Städte und Einöden, an Flüssen und Meeren hin, einsam und an der Seite von Menschen, die wir lieben oder hassen. Wir sind rastlose Wanderer, alle nach dem gleichen Ziel.

Wandern ist eine Kunst, — nur wenige verstehen sie ganz. Wer mit Genuß wandern will, muß behaglich zu wandern wissen; die beste Art des Wanderns ist jene, die mit dem Schlendern verschwistert ist. Nur Ruhe, kein hitziges Streben, keine hochfliegenden Pläne, keine Überstürzung! Von erschütternder Leere sind die gewaltsamen und pedantischen Wanderungen nach fernen, festgesteckten Zielen: Übermüdung, Gereiztheit, schlechte Laune sind ihre natürliche und — einzige Folge. Der fluge Wanderer versteht es, auf Ziele zu verzichten, er ist ohne Ehrgeiz und weiß sich zu bescheiden. Nicht die Erjagung der Ziele befriedigt ihn, sondern das Kosten der Schönheiten am Wegesrand, die Lust am freien Streifen, die schöne Zwecklosigkeit seines Tuns.

Es gibt Narren, die ihren Rücken mit überfüllten, zentnerschweren, unförmigen Rucksäcken belasten. Sie keuchen unter dieser Last, der Schweiß rinnt in Bächen, sie quälen sich wie Mühlenpferde, sie wandern nicht, sondern sie ringen sich die Berge hinauf und hinunter; ihre Muskeln sind überanstrengt, ihr Blick ist stier — sie fluchen auf die Hitze, auf den Staub, auf das unerträgliche Dasein; aber ehe sie auszogen auf ihren dornenvollen Pfad, sprachen sie von Wanderfreuden, Wanderlust. Die Armen! Nein, so wandert man nicht. Man kann den Rucksack nicht leicht genug nehmen. Am besten ist gar keiner. Leicht sollen Körper und Seele sein, man soll gleichsam nicht auf der Erde wandern, sondern ein wenig über ihr, unbelästigt durch qualvolle äußere Widerstände, frei wie die Schwalbe in der Luft. Sonst — lieber verzichten.

Köstlich sind Entschlüsse des Augenblicks. Man fährt gelangweilt mit der Bahn durch das Land; plötzlich gerät man in eine wundervolle, überraschende Landschaft, Täler mit blumigen Wiesen und Waldeshängen tun sich auf, ein herrlicher Duft der Ferne schimmert, Burgen winken von Bergen nieder, durch das Tal rauscht der Fluß über Felsgestein — ich rate dir, Freund, nimm flugs dein Bündel, sage dem Zuge auf der nächsten Station Lebewohl, wandere durch den romantisch-anmutigen Garten der Natur, und Stunden oder Tage reinsten Wanderfreuden werden sich dem Kranz deiner Erinnerung einflechten, für die du dein Leben lang dankbar sein wirst.

Einmal, es war zu Ostern, fuhr ich ahnungslos durch die südspanische Provinz Murcia. Gegen Abend rollte der Zug in das breite, mit Dattelpalmen bestandene Tal der Segura; die Gegend wurde immer märchenhafter. Ich staunte — in welcher himmlischen Gegend war ich da versetzt! Ein üppiges Tal, Dattelpalmen und die heroischen Silhouetten des Eukalyptusbaumes, überall Rosen- und Drangenhaine; der Duft

der Drangenblüten quoll ungestüm und so körperlich in die Abteile des Zuges, daß man meinte, ihn greifen zu können. Man taumelte fast, so ungeheuer war dieser Duft. Große, ruhige Bergzüge blickten in das Tal, felsig, ohne Vegetation, kühl, lilafarben, wie ausgebrannt, majestätische Einöden — ein seltsamer Kontrast zu der blühenden Üppigkeit der Haine in der Tiefe. In den Stationen boten lachende Mädchen riesenhafte Rosensträuße für wenige Pfennige dar. Ich kaufte einen, hob ihn zu mir in den Zug und grub trunken das Gesicht hinein. Vor den Schenken an den Landstraßen bewegten sich tanzende Paare, an kleinen Tischen wurde gegessen, der Rotwein blinkte. Endlich hielt ich es nicht mehr aus. In Orihuela — nie vergesse ich den Namen dieses Ortes — verließ ich den Zug, ließ das Gepäck am Bahnhof, nahm meinen Rosenstrauch und stürmte planlos unter Palmen durch das breite, blumen-

überschüttete Tal, sah, wie die Sonne blutig hinter den lilafarbenen Felsenrücken niedertriff, setzte mich vor eine kleine Schenke, sah den tanzenden Mädchen zu und kam mir vor, als hätte ich unverhofft den Eingang in das verschlossene Paradies gefunden.

Tausendfältig sind Wanderfreuden, wer zählt sie auf? An einem Feldrain zu liegen, mit wohligh gelösten Gliedern, und über die sommerlich flimmernenden Fluren zu blicken, in die weißen, zärtlich wehenden Wolken, in das Gewimmel der zahllosen Blumen und Halme des Raines, die von einer ganzen Welt drollig-temperament-

voller Insekten bevölkert sind. Auf schmalen, verlassenem, halbverwachsenen Waldpfaden zu wandern, einsam, die Holztauben gurren zu hören und zu sehen, wie das scheue Volk der Rehe leichtfüßig durch das knackende Unterholz hinhuscht, blondrötlichen Wellen gleich. In den schattigen Lauben kleiner Dorfkneipen zu sitzen, an reinlich gedecktem Tisch, vor Eiern mit Speck, frischem Brot und einem Glas köstlich duftenden Weines. Und die Mühlen in den Tälern, und die Raft an hurtigen Felsenbächen, in deren zerstäubendem Wasser die Sonne sich tausendfach widerspiegelt, und die großen, abendlichen Fährten der Flüsse, auf denen man müde überfetzt, während das dunkle Wasser mystisch raumend um die Flanken schäumt. Und die kleinen alten Städte mit den plaudernden Brunnen, mit den zahllosen Blumentöpfen vor den kleinen Fenstern, mit den weißen Bänken vor den Türen, auf denen so viele alte Menschen sitzen, die alle ihrer letzten Wanderung entgegenharren, die keiner gerne tut.

Durch die Straßen der Städte aber wandert man nicht, dort bummelt man. Das Bummeln ist eine Abart des Wanderns, die lässigste und bequemste. Wie genussreich kann das Bummeln sein! In einer Frühlingsabenddämmerung durch die Stadt zu bummeln, wenn alles blüht und die Luft so wunderbar lau ist und alle Menschen ihre Frühlingschritte schreiten und fast lachende Augen haben — gibt es etwas Verlockenderes? Man geht wie auf rosig-dämmernden Wolken, man hat Sehnsucht, eine übermütige Sehnsucht, man trägt sogar den Hut etwas schief, während man ihn sonst so gerade trägt; vielleicht trallert man auch hin und wieder vor sich hin — man bummelt aus Herzenslust, ohne Absicht, ohne Ziel.

*Ich ruhe still im hohen, grünen Gras
Und sende lange meinen Blick nach oben,
Von Grillen rings umschwirrt ohn' Unterlaß,
Von Himmelsbläue wundersam umwoben.*

*Und schöne weiße Wolken zieh'n dahin
Durchs tiefe Blau, wie schöne stille Träume; —
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin
Und ziehe selig mit durch ew'ge Räume.*

Allmers.

Der
Wanderer.



Zeichnung
von
W. Niedermeyer.

Wandern und Volkstum.

Von J. Hasfeld.

Es sind von je die besten Zeiten in Deutschland gewesen, wenn der Deutsche die Zipselmütze an den Nagel warf, das Felleisen auf den Rücken schlug und so weit lief, als die Welt bucklig war und die Stiefel halten wollten. Denn kein Volk sündigt mehr, wenn es stillsteht und sich verhockt, gegen seine eigene Natur als das deutsche, dem doch das Wandern ein Stück seines Lebens und Wesens ist. Und wenn hier von Wandern und Volkstum die Rede sein soll, dann muß man zuallererst sagen, daß das Wandern selber ein Stück unsres Volkstums ist, ein so starkes obendrein, daß wir's gar nicht entbehren können.

Aber da stehen wir und möchten gerne wissen, was denn das ist, was wir Volkstum zu nennen pflegen. Es scheint uns, als sähen wir klarer und als kämen wir weiter, wenn wir das wüßten. Nun, das ist einfach gesagt. Volkstum ist die geistige Substanz eines Volkes, aus der es lebt und die ihm sein Gesicht gibt. Als Sprache, Sitte, Brauch, als Kunst, als Märchen, Sage, Legende, Sprichwort usw. ist es der in Form gebrachte Geist eines Volkes, ist es der Ausdruck der Seele eines Volkes.

Volkstum entsteht da, wo eine Gemeinschaft lebendig wird, Volkstum vergeht da, wo eine Gemeinschaft abstirbt. Denn Volkstum ist ja Ausdruck. „Ausdruck“ ist aber nur da nötig, wo ein anderer an meinem Seelischen teilhaben soll. Mir selber brauche ich ja nichts mitzuteilen und auszudrücken, weil

ich es ja in mir habe. Nur da also, wo Menschen innerlich so aneinander gekettet sind, daß sie sich gegenseitig von ihrem Besten geben müssen, da entsteht Aussprache, Ausdruck, Gestärkte, Handlung, der Niederschlag des Volkstums. Man denke z. B. an die Familie. Sie ist die Urgemeinschaft, jene Gemeinschaft, die, in Liebe und Treue verbunden, dieser Liebe und Treue ganz unwillkürlich einen Ausdruck zu geben versucht und ihr Erleben der Familie irgendwie zur eigenen Freude formen und darstellen will. Eine jede Familie, die wirklich diesen Namen verdient, hat ihre besondere Art, hat ihr eigenes Gesicht, hat ihre sonder tümliche Weise, sich zu geben, Freude und Trauer zu feiern, ihr Tagewerk zu tun, ihre Erholung zu suchen, einander zu begegnen, zu helfen usw. Wo die Familie zum bloßen Rosthaus wird, da hört alle Form und aller Charakter auf.

Und so, wie es in der einzelnen Familie ist, so ist es auch in der Großfamilie eines Stammes und eines Volkes. Wann fängt man denn an, etwa auf einem Dorfe sich der alten Sitten und Bräuche zu schämen? Etwa dann schon, wenn der Städter, der schon entwurzelt ist, darüber spöttelt? Ach nein, das berührt den rechten Bauern nicht. Erst dann schämt man sich, wenn man die alte Sitte als Lüge empfindet, wenn man spürt, daß die Gesinnung nicht mehr da ist, von der diese bestimmte Sitte ein Ausdruck sein sollte. Man fühlt, daß, wenn Sitte und Gesittung nicht mehr zusammenstim-

Kirchgang.



Holzschchnitt
von
Prof. W. Klemm.

men, daß dann alles, was in Ausübung überlieferter Sitte noch geschieht, nicht erfüllt und edel, sondern linksch und unbeholfen herauskommt. Und dessen schämt man sich. Und mit Recht. Wir sehen da aber auch, um das gleich nebenbei zu sagen, daß alles Herumbasteln an den äußeren Zeichen der Gesittung, alle betriebsame Wiedereinführung alter Sitten und Bräuche gar nichts nützt und notwendig als Theater empfunden werden muß, daß es also vielmehr in erster Linie darauf ankommt, jene Gesinnung wieder zu wecken, aus der der alte Brauch erflossen war. Eine Tatsache, die vielfach übersehen wird und die Unfruchtbarkeit mancher sehr eifrigen und bestgemeinten Heimatbestrebungen erklärt.

Wir wissen jetzt, was Volkstum ist, fühlen, auch ohne langweilige Auseinandersetzung, daß in ihm ein Stück Heimatliebe und Heimatbewußtsein lebt. Gehen wir nun zu unserem engeren Thema „Wandern und Volkstum“.

Ich sehe da eine Gefahr, die nämlich, daß wir wieder einmal etwas von außen her zurechtbasteln und fabrizieren, zurechtrücken, organisieren wollen. Daß man sich etwa denkt: Dem Volkstum muß auf die Strümpfe geholfen werden. Wie können wir da das Wandern als eine „Nummer“ in unser „Programm“ einsetzen, das vom Neuaufbau des Volkstums redet. Dies wäre die sicherste Art, das, was da wachsen will — und es will etwas wachsen —, kurzerhand wieder totzuschlagen und das unter dem Anschein fürsorglicher Hilfe. Darum tut es not zu betonen: Das Wandern selber ist schon ein Stück Volkstum, ist also selber schon Ziel, und es wäre folglich widersinnig, nun das Ziel wieder zum Weg und Mittel machen zu wollen.

Der Deutsche war doch von je der Mensch der Unrast, und Goethe hat ihm in seinem Faust das unvergängliche Denkmal gesetzt, in jenem Faust, der zu keinem, aber auch zu keinem Augenblicke sagen will: „Verweile doch, du bist

so schön!“ Jener Wandertrieb ist der Ausfluß seiner inneren Unruhe. Wir kennen die Wanderzeiten der Völkerwanderung, die in des Deutschen Seele jene Erlebnisse zeitigten, die sich nachher in seinen Heldensagen formten. Und es war immer ein Zeichen inneren Verholzens, wenn der Deutsche nicht mehr wanderte. Er verlor dann in allem an Eigenart und Gepräge. Der Deutsche von ehedem fühlte: „Du mußt deine Heimat erst von außen, aus der Ferne, sehen.“ Es erschien ihm alles zu eng daheim und er mußte erst einen körperlichen und geistigen Schaadezug tun. Kam er dann zurück, so stand er als ein ganz anderer in seiner Volksgemeinschaft. Gerade die Trennung von der Heimat hatte ihm geholfen, die rechte Liebe zu ihr zu finden, und aus dieser Liebe kam ihm neben der Offenheit des Blickes für Mängel und Vorzüge in der Heimat, für Möglichkeiten des Fortschreitens auch die Kraft und die Fähigkeit, sich bis zum Gelingen dafür einzusetzen, nebst der Gelentigkeit der Rede, die es fertigbrachte, Zögernde mitzureißen.

Und wenn nun heute das Wandern wieder aufbricht — man muß es schon so ausdrücken —, so ist das eben eines der Zeichen wiedererwachenden Volkstums. Eine Zeit reinster Sittfleischkultur bricht aus in eine neue, die eigentlich die alte ist. Bezeichnend genug ist es da, daß die Bewegung von der Stadt her kam. Das Wandern des Städters kam aus Instinkt. Es war Notwehr gegen völlige Austrocknung. Es war die Flucht vor einer Stadt, die den Menschen völlig isoliert hatte, war die Flucht aus einer Stadt, die von Volkstum nicht mehr durchseelt und durchwärmt war. Man fror, so sehr war man mitten im Gewühle mit sich allein gelassen. Nun wollte man wieder einmal beieinander sein.

Wann ist denn auch, um einmal praktisch zu werden, die Stadtfamilie beieinander? Hat da nicht jedes ihrer Glieder einen andern Arbeitsort, andre Arbeits- und damit auch andre Essens- und Erholungszeit, von allem andern, was sie

Der Morgen.



Holzchnitt
von
Daniel Greiner.

auseinanderzieht, ganz abgesehen? Diese Menschen sind so ganz und gar nicht für das Miteinandersein erzogen. Und doch lebt in ihnen allen eine starke Sehnsucht nach dem Miteinander. Und hier — auf der Wanderung — gedeihen ganz von selber, vielleicht im Anfange und jetzt noch höchst unvollkommen, aber doch wirklich, die ersten Anfänge einer Gemeinschaft und damit einer Gemeinschaftsgefühls, von der wir oben sahen, daß sie die Zeugin des Volkstums sei. Ganz von selber entsteht da ein gewisses Recht, dem sich jeder unterstellen muß, ungeschriebenes Recht, man entdeckt das Lebensgesetz des Beieinanderseins.

Und nun noch ein drittes. Nicht nur von innen her führt das Wandern zu seinem Ziel zum Volkstum, es führt den Wanderer — auch das ist nicht gering zu schätzen — an mancherlei gewachsenes und noch bestehendes Volkstum von außen heran, und das bedeutet immer eine ganz wesentliche Stärkung jenes oben beschriebenen innaren Dranges, der auf diesem Wege leichter aus dem Unbewußten zum Bewußten kommt.

Glücklicherweise ist ja doch noch ein gut Stück Volkstum unter uns lebendig, namentlich auf dem Lande. Der Wanderer lernt das deutsche Volk in seiner Eigenart kennen, lernt die knorrige Eigenmächtigkeit der einzelnen Stämme sehen. Was anders ist, als man selber ist, das macht einem die Augen offener. Er lernt und sieht so, wie Volkstum abhängig ist auch von der Zone, in der Menschen leben, zusammen Klima und Bodengestaltung, Geschichte usw. Er sieht, daß und warum dieser Stamm gerade so werden mußte, und weil er die Hintergründe sieht, gewinnt er auf einmal Achtung vor Sitten, die er vorher, als er bloß in Büchern von ihnen las, belächeln mußte.

Und was bedeutet es näherhin, wenn der entwurzelte Städter mit ländlicher Sitte in Berührung kommt? In einigen Gegenden Westfalens ist es üblich, einem lieben Besuch, der zum ersten Male unter dem Dache ist, zum Zeichen,

daß man ihn gern bald wiedersehen möchte, ein rohes Ei hinzulegen. Das ist denn doch ganz etwas anderes als das übliche „Es hat uns sehr gefreut und besuchen Sie uns bald einmal wieder“. Das hat man bald vergessen, aber eine solche sinnbildliche Handlung wie die obige nicht, schon deshalb nicht, weil sie sich nicht so leicht tut, als sich ein paar Worte sprechen lassen. Man merkt, daß da noch ein Volk ist, das noch in Symbolen lebt. Und so groß die Symbolkraft eines Volkes, so groß auch seine Kulturkraft, die sich gar nicht etwa nach der Höhe seiner Schornsteine und nach der Zahl seiner Theater und Schulen mißt. Darüber braucht sich der schlichte Wanderer natürlich keine Gedanken zu machen. Aber er erfährt hier doch nahezu körperlich die Wohltat des Eingebettenseins in einen Kreis, er spürt die lebendige Gemeinschaft und ihre beglückende Wärme, und er müßte schon ein Holzloß sein, stiege nicht die Sehnsucht in ihm auf, es möchte an der Stätte seines Alltags auch so sein. Und das wissen wir ja: ist irgendwo eine ehrliche Sehnsucht und trifft diese Sehnsucht vielfach auf eine gleichgerichtete Sehnsucht, staut sich da also etwas und rinnt das Verlangen von vielen in einen Punkt, da ist auch die Kraft da, dieser Sehnsucht zum Lichte ihrer Erfüllung zu helfen.

Der große Wanderer, der in Bewegung ist, ist das deutsche Volk. Es ist auf einer Wüstenwanderung. Der Sand der Zersplitterung und Atomisierung knirscht und weicht ihm unter den Füßen. Aber es ist rührend zu sehen, wie es an ein Ende dieser Wüste glaubt, daß es vertrauensvoll nach vorne sieht und geduldig den Tag erwartet, wo es wieder festen Boden unter sich fühlt, wo seine Glieder wieder in sich geschlossen sein werden, wo wieder ein Geist alle fragt, wo die starken Ströme einer neu geborenen Gemeinschaft in einem bunten, warmen Volkstum wieder sprudeln, wo wir dann unsere ganze Kraft wieder frei haben werden, den Dom einer großen, deutschen Kultur aufs neue zu bauen.



*Hof Wehlburg.
Garten mit Taxusbüschen.*

Niedersächsische Bauernhäuser.

Von Studentrat Karl Wasserzieher.

Mit vier Aufnahmen des Verfassers.

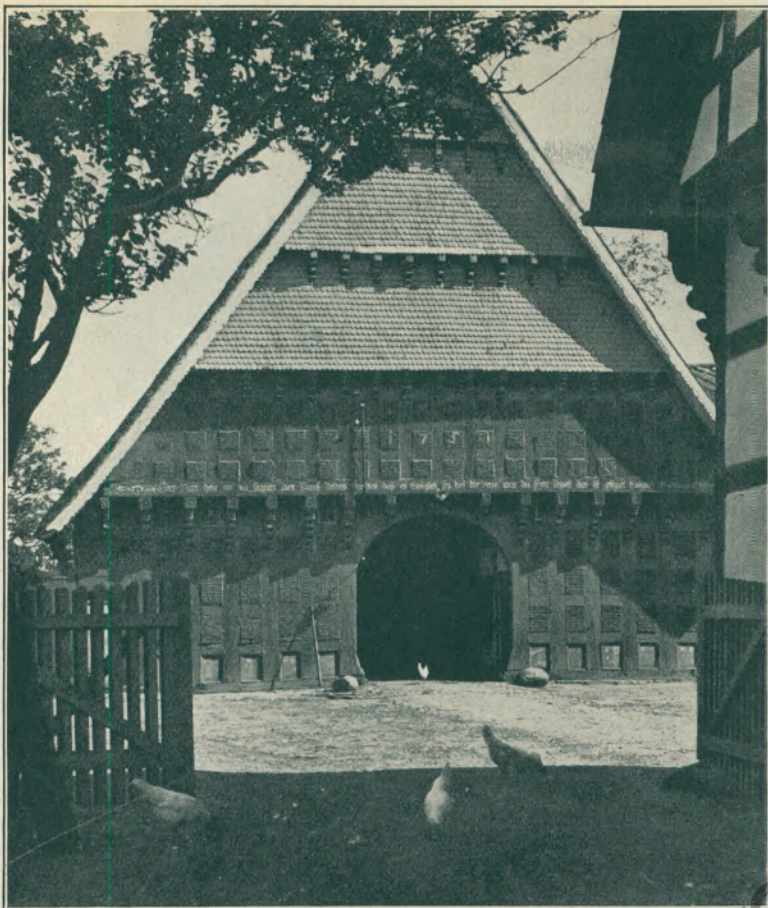
Forscht man der Entwicklung menschlicher Wohnstätten nach, so läßt sich feststellen, daß sich das Stadthaus aus dem Bauernhaus entwickelt hat und die in die Stadt verpflanzte Heimstätte sich unter Abänderung von Einzelheiten den neuen Verhältnissen angepasst hat. Leider sind die ältesten erhaltenen Bauernhäuser nicht so alt wie die ältesten noch vorhandenen städtischen Häuser. Weiter als über das 17. Jahrhundert hinaus läßt sich kein Bauernhaus mehr nachweisen. Das mag vielleicht in der festeren Bauart des Stadthauses begründet liegen, die Wetter- und Kriegsturm — besonders dem dreißigjährigen — besser standgehalten haben mögen.

Über Bauernhäuser, die vor dem 17. Jahrhundert gezeichnet haben, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr viel sagen; bildliche Darstellungen und literarische Quellen haben nur wenig zutage gefördert.

Aber man kann wohl annehmen, daß sich bei dem konservativen Charakter des Bauernstandes auch sein Haus nicht viel geändert hat. Wahrscheinlich haben wir daher in den ältesten heute noch erhaltenen Häusern im Grunde den Typ des Bauernhauses vor uns, wie er von jeher gewesen ist. Besonders für den zähesten der deutschen Stämme, den niederdeutschen, wird das so sein.

Man unterscheidet nieder- und oberdeutsche Bauernhäuser. Unter diesen wieder das fränkische, thüringische, alemannische und oberbayrische; zu jenen zählt man das sächsische und friesische.

In dieser Vielfältigkeit der Typen kommen die charakteristischen Stammesverschiedenheiten der germanischen Rasse deutlich zum Ausdruck. Die beiden Haupttypen sind das fränkische und das niedersächsische Bauernhaus.



Der Berner Hof.

Die niedersächsischen Höfe, wie man sie heute findet, liegen weit verstreut über den Ortsbezirk; das ist charakteristisch für die westfälisch-niedersächsischen Höfesiedlung. Die Eigenart dieser Germanenstämme verlangt ein für sich abgeschlossenes Anwesen, das durch genügend Zwischenraum vom Nachbarn getrennt ist und jedem völlig freies Wirtschaften gestattet. Darum findet man diese niedersächsischen Bauernhäuser so weit voneinander getrennt, wie es die Raumverhältnisse nur irgend zulassen; oft wie in ein Nest traulich eingebettet in einen Kamp schützender alter Eichen, so daß man das Haus erst sieht, wenn man dicht davor steht. Das weit herunterreichende, ursprünglich strohgedeckte Dach schirmt und wärmt die ganze Heimstätte, die Menschen und Tieren gemeinsam dient und zugleich die Vorratsräume der landwirtschaftlichen Erzeugnisse enthält.

In vielen Gegenden Norddeutschlands trifft man auf ganz besonders schöne und auch alte niedersächsische Häuser. Manche davon — in Worpsswede, in der Lüneburger Heide — mögen, durch beginnenden Verfall vom Zauber der Romantik umwoben, mehr das Auge des Malers reizen. Im sogenannten Artland aber — einer gesegneten Gegend nördlich von Osnabrück — findet man Bauernhäuser, die man ihrer Stilreinheit und Vollkommenheit wegen klassisch nennen möchte. Es sind mitunter wahre Prachtbauten, die man mit den alten Patrizierhäusern in Osnabrück, Bremen, Hameln, Hildesheim in Parallele setzen muß.

Taxusgang auf Hof Vahlkamp.

Dicht bei Badbergen im Kreise Versenbrück liegen zwei solcher Höfe, Hof Wehlburg in Wehdel und der Berner Hof in Wulften. Einen dritten Hof Vahlkamp nenne ich lediglich wegen der noch zu erwähnenden Besonderheiten seiner gärtnerischen Anlage; denn das im Jahre 1763 errichtete Haus ist 1901 niedergebrannt und nicht wieder im alten Stil aufgebaut. Anders dagegen die im Jahre 1750 erbauten Häuser der beiden Höfe Wehlburg und Berner, die heute als die schönsten niedersächsischen Bauernhäuser gelten.

In ihren Ausmaßen überragen sie den normalen Typ des Niedersachsenhauses weit; auch weisen sie im Grundplan einige Abweichungen auf, indem die Viehdiele von der quer dazu verlaufenden Wohndiele (Fleet) abgetrennt ist. Während beim Grundtyp mit den ineinander übergehenden, in T-Form gestalteten Dielen die Feuerstelle dem Hoftor genau gegenüber an der Rückwand des Fleetes liegt, befindet sich in diesen Häusern an der Seite eine Küche; das Fleet ist ausgesprochener Wohn- und Empfangsraum geworden; und hinter ihm liegt dann eine Reihe von Wohn- und Schlafzimmern in größerer Zahl, als das beim Normaltyp der Fall ist. Eine Wette war mit dem Bau dieser beiden Häuser verknüpft: wer das meiste Holz hineinbauen würde. Man konnte das damals tun, frei von jeder Progrei. Denn bei





Taxusallee auf Hof Vahlkamp.

einer wenig dichten Bevölkerung spendete ein reicher Boden Überfluß. Warum sollte man diesen nicht verwenden, um die Nutzbauten gleichzeitig künstlerisch zu gestalten! Und so wurde alles in diesen Häusern Nutz- und Zweckform, vollendet in Form und Material. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: das Holzfachwerk — innen eindrucksvoller noch als außen —, das stützend und wachsend das ganze Haus kreuz und quer durchzieht in Balken von einer Mächtigkeit, die nur die ältesten Eichen des Landes geliefert haben können, oder die stets wechselnde, reich geschnitzte Tafelung von Diele, Zimmern und Türen. Das tief nachgedunkelte Braun der Wände und Decken hüllt diese Räume in Wärme und Wohnlichkeit, die oft noch dadurch gesteigert wird, daß die Häuser teilweise oder ganz umgeben sind von Bäumen, durch deren dichtes Laub das Sonnengold gedämpfte warme Lichter wirft.

Eine gemeinsame Eigenart zeigt die Gartenanlage der drei Höfe: die Verwendung des Taxus. Aber er ist nicht wie bei Rokokoschlössern zu zierlichen Laubengängen zurechtgeschnitten, altfeltische Ueberlieferung hat vielmehr in Anlehnung an große, wuchtige Steindenkmäler den Taxen groteske, zyklonische Formen gegeben, die am stärksten beim Hause Vahlkamp ausgeprägt sind. Wie aufeinandergetürmte Stein-

klöße stehen die Hecken da, gleich einer zerklüfteten, wuchtigen Mauer, oder scheinen wie eine Elefantenherde mitten durch das Kohlsfeld zu stapfen; sie sollen 250 Jahre alt sein. Beim Berner Hof kommen die Taxen in Form einer abschließenden großen Hecke vor, und beim Hof Wehlburg stehen sie als vier Eckpfeiler dort, wo die Gartenwege sich kreuzen.

Ständig sind die Häuser und die Gartenanlagen das Ziel vieler Besucher: Architekten, Maler, Studierende und nicht zuletzt die wandernde Jugend, die rastend und bewundernd ihre Wimpel unter die uralten Eichen setzt. Und alle nehmen ein unvergessliches Erlebnis mit: Ein Hauch des Bodenständigen umwittert uns in diesen ehrwürdig-uralten schollenverwachsenen Häusern. Ein Gefühl der Sicherheit und Kraft strömt auf die Menschen über, die seit Bestehen der Höfe hier wohnen, und durchströmt auch vorübergehend denjenigen, der nur als Besucher darin weilen durfte. Aber er nimmt gleich Anteil von dieser Berührung mit der Scholle, dem Symbol der Heimat, Kräfte in sich mit, und auch dem äußerlich entwurzelten Großstadtmenschen wird aus solchem Erlebnis stark bewußt, daß es einen gemeinsamen kulturellen Boden gibt, in dem alle tief wurzeln: das Vaterland, verstanden im höchsten Sinne geistiger und ethischer Gemeinsamkeit.

Der unruhigste Vagabund sehnt sich zuletzt wieder nach seinem Vaterland und findet in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattin, in dem Kreise seiner Kinder, in den Geschäften zu ihrer Erhaltung die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens suchte.

*

Goethe.

Auch ein so hochstehendes Volk wie das unsere vermag sich niemals ganz von dem Zusammenhange zu lösen, der zwischen dem Menschen und seiner Heimat besteht. Aus der richtigen Erkenntnis dieser geheimnisvollen Verbindung irdischen Seins mit der Muttererde und aus dem festen Entschluß, dem einmal Erkannten nun auch im Leben des Volkes wie des Staates zur Geltung zu verhelfen, erwächst die Kraft der Nationen in unserer bewegten Zeit.

Georg Steinhausen.



Alchimistenküche.

Radierung vor Hans Steiner.

Gekrönte Alchimisten.

Von Dr. Th. Wolff.

Zweimal ist im Laufe des letzten Jahres die Öffentlichkeit durch die Manöver geschickter Abenteuerer, die vorgaben, Gold machen zu können und für diese problematische Kunst Gläubige und — Geldgeber fanden, interessiert und erheitert worden. In beiden Fällen hatten sich Persönlichkeiten gefunden, die sich mit ganz erheblichen Kapitalien an dem verlockenden Unternehmen beteiligten; war es einem der beiden Goldmacher doch sogar gelungen, einen amtlichen Münzdirektor so geschickt zu täuschen, daß der für die Richtigkeit der Sache mit seinem Dienstfeid eintrat.

Das macht wieder einmal die Erinnerung wach an die Versuche, Gold zu machen, denen sich in früheren Zeiten Gelehrte und Ungelehrte, besonders aber auch viele gekrönte Häupter hingaben. Denn nur allzu viele der großen und kleinen Herrscher der Vergangenheit fanden neben ihrer Regierungstätigkeit noch Lust und Muße zu Versuchen, nach altem alchimistischem Rezept Blei oder Quecksilber in lauterer Gold zu verwandeln und dadurch die ewig leeren Regierungskassen mühelos und ausgiebig aufzufüllen, und diese Versuche sind eins der reizvollsten Kapitel in dem unerschöpflichen und ewig unterhaltsamen großen Buche der Geschichte der Goldmacherkunst.

Ihre Blütezeit erreichte diese höfische Alchimie im 16. und 17. Jahrhundert. Da finden wir als großen Freund und Gönner dieser geheimnisvollen Wissenschaft zunächst den deutschen Kaiser Rudolf II. (1576 bis 1612), der ja überhaupt eine große Meinung für den Mystizismus jeder Art hatte und sich auch als Astrolog betätigte. Er hatte ständig eine Anzahl von Alchimisten in seinem Dienste, und jeder

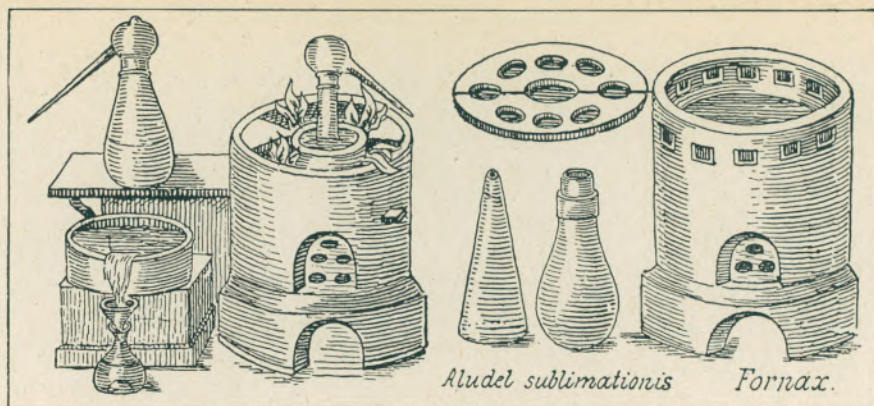
fahrende Gesell, der sich als „Adept“, als Jünger und Kenner der Schwarzkunst ausgab, war an kaiserlichen Hofe willkommen und wurde dort mit Ehren und Geschenken bedacht. Rudolf hat gewaltige Summen an seine Liebhaberei gewandt, hat aber mit seinen Hofalchimisten nur böse Erfahrungen gemacht. Am meisten Geld hat ihn wohl der Alchimist Edward Kelley gekostet, ein geiztätiger Engländer und von Beruf Notar, der eigentlich Talbot hieß, aber wegen Urkundenfälschung mit abgeschnittenen Ohren fortgejagt worden war und unter angenommenen Namen als Abenteuerer nach Deutschland kam. Er verstand es, den Glauben zu erwecken, daß er durch eine geheime Tinktur Quecksilber in Gold verwandeln könnte, und wurde an den Hof des Kaisers berufen, um dort diese Kunst fleißig auszuüben. Der Kaiser ernannte den Abenteuerer zum Freiherrn von Böhmen. Als aber dessen Kunst trotz jahrelanger Opfer an Zeit und Geld keinerlei goldene Früchte zeitigen wollte, ließ er den Betrüger ins Gefängnis werfen, wo dieser auch gestorben ist, nachdem er noch vorher aus Wut über die einem kaiserlichen Freiherrn zugesetzte schändliche Behandlung den Gefängniswärter erstochen hatte. Aber der Kaiser war vor allem auch selbst als Alchimist tätig. Er hatte sich ein großartiges alchimistisches Laboratorium einrichten lassen, in welchem er einen großen Teil seiner Zeit mit Versuchen, Gold zu machen, verbrachte, wobei seine Kammerdiener als Gehilfen tätig sein mußten. Nach dem Tode des Kaisers wurden in seiner Alchimistenwerkstätte 84 Zentner Gold und 60 Zentner Silber in Form von gegossenen Ziegelfsteinen gefunden, und es wurde behauptet, daß diese durch die kaiserliche Schwarzkunst ent-

standen seien; in Wahrheit dürfte es sich dabei aber um Metall aus dem Kronschatz oder auch um Münzmetall gehandelt haben, mit dem der kaiserliche Schwarzkünstler bei seinen Versuchen experimentiert hatte.

Auch Kaiser Ferdinand III. (1637 bis 1657), dessen Kassen unter den Nachwirkungen des Dreißigjährigen

Krieges wohl noch leerer als die seiner Vorgänger waren, suchte aus der Alchimie Vorteile für seine Finanzen zu schaffen. Er gewann den Glauben an die Alchimie, nachdem einst in seiner Gegenwart der Oberbergmeister Graf von Ruß zweieinhalb Pfund Quecksilber in pures Gold verwandelt hatte — wenigstens wurde von den Veranstaltern des Experimentes behauptet, daß das geschehen sei. Diese zauberische Wirkung sollte vermittels eines Grans roten Pulvers, des vielgepriesenen „Roten Löwen“, wie diese Substanz im Sprachschatz der Alchimie genannt wurde, hervorgebracht worden sein. Als der Graf von Ruß das Experiment dann wiederholen sollte, erklärte er, daß er nichts mehr von jenem roten Pulver habe; die Menge, die er gehabt habe, sei ihm von einem gewissen Richthausen geschenkt worden, und dieser sei unauffindbar verschwunden. Darauf ließ der Kaiser den verschwundenen Richthausen öffentlich auffordern, sich gegen eine Belohnung von 100 000 Reichstälern zu melden, aber der Gesuchte blieb leider verschwunden, und weitere Goldumwandlungen konnten nicht mehr erzielt werden. Auch dem Kaiser Leopold I. (1658 bis 1705) machte ein Alchimist, Wenzel Seyler aus Böhmen, ein solches wie das erwähnte Kunststück vor, indem er vermittels eines roten Pulvers Kupfer und Gold in Gold umwandelte. Der Kaiser erhob daraufhin den Schwarzkünstler in den Ritterstand, ernannte ihn sogar zum Obermünzmeister von Böhmen und ließ aus dem gefertigten Golde Münzen schlagen. Hinterher stellte es sich allerdings heraus, daß diese Dukaten, obwohl größer als die gewöhnlichen, dennoch leichter als solche waren, woraus wohl der Schluß gezogen werden darf, daß es sich bei dem alchimistischen Golde um weiter nichts als um eine sehr goldähnliche Legierung aus Kupfer und Zinn handelte, mit dem auch dieser Herrscher von einem geschickten Betrüger dupiert worden war.

Was die großen Potentaten fleißig übten, machten die kleineren und kleinsten getreulich nach. Markgraf Johann von Brandenburg (1440 bis 1464) beschäftigte sich während der ganzen Zeit seiner Regierung so eingehend mit der Kunst, Gold zu machen, daß er den Beinamen „der Alchimist“ erhielt, und Kopp, der Historiker der Alchimie, bemerkt dazu, daß von den anderen deutschen Fürsten nur deswegen keine weiteren mit diesem Beinamen bedacht wurden, weil es ihrer sonst so viele geworden wären. Ein fruchtbares Feld für ihre zweifelhafte Tätigkeit fanden die gewerbsmäßigen Alchimisten besonders auch am sächsischen Hofe. August von Sachsen beschäftigte sich ebenso wie seine Gattin Anna von Dänemark eifrig mit der Kunst, schlechtes Metall zu Gold zu machen, nahm aber auch eine ganze Anzahl fahrender Alchimisten in seine Dienste und richtete in Dresden eine große alchimistische Werkstätte ein, die im Volksmunde das „Goldhaus“ genannt wurde. Gold gemacht haben seine Alchimisten ja dann auch, aber nur in der Weise,



Alchimistische Geräte aus dem Mittelalter.

daß sie den vertrauensseligen Herrscher gehörig zu schröpfen verstanden. Einigen ist das allerdings schlecht bekommen, so dem vereidigten Hofalchimisten David Beuther. Der König war von dessen Kunst überzeugt und überhäufte ihn mit Gnadenbeweisen, schlug er doch sogar dem Alchimisten und eben-

so auch der Frau Hofalchimist vor, ihn, den Kurfürsten, nicht mehr mit „Eure Kurfürstlichen Gnaden“, sondern einfach mit dem vertraulichen „Herr Bevatter“ anzureden, was in jener Zeit der peinlichsten Hofetikette sicherlich etwas besagen wollte. Späterhin kam Beuther jedoch in den Verdacht, sich unredlich benommen zu haben. Zwar an seiner Kunst, Gold zu machen, wurde nicht gezweifelt, doch wurde ihm vorgeworfen, daß er das begehrte Edelmetall nur für seine eigene Tasche herstelle, ohne seinem Auftraggeber etwas abzugeben, und daß selbst seine eidliche Behauptung, er könne überhaupt kein Gold machen, nur faule Ausrede sei, um sich seinen übernommenen Pflichten böswillig zu entziehen. Daraufhin ließ der Kurfürst dem Alchimisten den Prozeß machen; das Spruchkollegium in Leipzig sah als erwiesen an, daß Beuther Gold machen könne, und verurteilte ihn wegen böswilliger Pflichtverletzung zur Folter und wegen Meineides zum Verlust der Schwurfinger. Um die Erfüllung dieses harten Urteils abzuwenden, gab Beuther nunmehr seinen Willen zu erkennen, Gold zu machen, worauf die Urteilsvollstreckung ausgesetzt wurde und der Alchimist seine Arbeiten im Goldhaus, jedoch unter strenger Bewachung, wiederaufnahm. Weil es ihm aber auch jetzt nicht gelang, seine früheren Versprechungen wahr zu machen, vergiftete er sich schließlich.

Überall war es dasselbe Bild: Statt Gold zu machen, leerten die Alchimisten die Kassen ihrer Auftraggeber nur noch mehr. Aber meisterhaft verstanden sie es, ihre Auftraggeber hinzuhalten oder auch Proben ihrer angeblichen Fähigkeiten, sofern solche von ihnen verlangt wurden, vorzutäuschen. Sie warfen beim Probeexperiment heimlich etwas Gold in den Tiegel und erklärten dieses dann hinterher triumphierend als Erzeugnis ihrer Kunst, womit selbst sehr erschüttertes Vertrauen zumeist wiederhergestellt war. Als man ihnen aber schärfer auf die Finger sah, verwandten sie Schmelztiegel mit doppeltem Boden, in welchem etwas Gold verborgen war, das dann beim Schmelzprozeß in den Tiegel trat und den Schwarzkünstler wiederum rechtfertigte. Durch solche und ähnliche Betrugsmanöver gelang es dem Alchimisten Thurneyser aus Basel, sich Jahre hindurch am Hofe des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, ebenfalls eines vertrauensvollen Freundes der Schwarzkunst, zu erhalten. Wurde der Alchimist jedoch des Betruges überführt, so ging es ihm freilich zumeist schlecht, und Galgen und Richtblock wurden die Todesstätten für so manchen dieser entlarvten Betrüger. Der Alchimist Honauer hatte dem Herzog Friedrich von Württemberg zugesichert, ihm 25 Zentner Eisen in Gold umzuwandeln, und der Herzog opferte ihm zu gedachtem Zweck die Summe von 200 000 Tälern. Als sich Honauer aber außerstande erklärte, sein Versprechen zu erfüllen, ließ der Herzog aus jenem Eisen einen Galgen errichten, diesen mit Glittergold umkleiden und den entlarvten Betrüger an



Alchimistisches Laboratorium aus dem XIV. Jahrhundert.
Nach einem alten Holzschnitt.

dem so zu „Gold“ verwandelten Eisen aufhängen, nachdem er für Errichtung des Galgens in dieser Weise noch 2000 Taler extra angewandt hatte. Er ließ sich auch die Rache noch etwas kosten.

Aber auch an vielen außerdeutschen Fürstenhöfen war die Alchimie im Schwunge. König Karl VII. von Frankreich ernannte den Alchimisten Le Cor sogar zum Münzmeister und Finanzverwalter, und dieser kam dem Auftrag, Gold zu schaffen, in der Weise nach, daß er aus unedlem Metall, das eine goldähnliche Farbe hatte, Münzen schlagen, mit dem königlichen Münzstempel versehen und in Umlauf bringen ließ. Ähnlich machten es die Alchimisten am Hofe Heinrichs VI. von England, die Gold machen sollten, statt dessen aber das Land mit Falschgeld überschwemmen und so dessen Schuldenlast gewaltig vermehrten. Dieser Herrscher war aber so fest überzeugt, daß es möglich sei, Gold auf künstlichem Wege herzustellen, daß er den Geistlichen den Auftrag gab, sich auf das Studium der Alchimie zu verlegen mit der Begründung, daß sie, die es doch verständen, den Leib des Herrn in Wein und Brot zu verwandeln, mit leichter Mühe auch die Verwandlung von Quecksilber in Gold zustande bringen müßten. Friedrich III. von Dänemark, der selber den Stein der Weisen zu finden und Gold zu machen versuchte, vergeudete mit seinen alchimistischen Versuchen mehrere Millionen Taler.

Seit der Zeit des Dreißigjährigen Krieges etwa schwand das Vertrauen zur Alchimie dahin. Die ewigen und immer sehr kostspieligen Enttäuschungen wurden auch die Ursache, daß die Fürsten dieser Kunst allmählich ihre Gunst entzogen. Friedrich der Große spottete gern über die Alchimie und das Bemühen vieler seiner gekrönten Kollegen, auf diese Weise ihre Kassen aufzufüllen. Immerhin ist auch dieser aufgeklärte Herrscher einmal einem alchimistischen Manöver zum Opfer gefallen, allerdings in jungen Jahren seiner Regierung und ohne großen Schaden zu nehmen. Im Jahre 1751 nämlich stellte sich in Potsdam ein weiblicher Alchimist ein, eine Frau von Pful aus Sachsen, eine sehr schöne Dame mit zwei liebeizenden Töchtern. Der Geheimrat Fredersdorf empfahl die Dame und ihre Kunst dem

König; sie sollte imstande sein, dem Golde die Seele aus-zuziehen und dann mit der extrahierten Goldseele unedles Metall in Gold zu verwandeln. Zu dem Zwecke mußte also zunächst einmal selber Gold in den Tiegel getan werden, und der König ließ sich veranlassen, 10 000 Taler in Gold an den Versuch zu wenden. Unter genauer Kontrolle stellte die Dame das Experiment in dem ihr zur Verfügung gestellten Laboratorium an. Das Gold im Tiegel vermehrte sich jedoch nicht, ob wegen der Kontrolle oder aus anderen Gründen, war nicht zu ermitteln; im Gegenteil wurde nach Beendigung des Experimentes ein Verlust des Goldgewichtes im Werte von fünfzig Dukaten festgestellt. Das war ein Verlust, der zu ertragen war. Weitere Experimente wurden von den inter-essanten Damen nicht angestellt, und so scheint es, wie der Chronist Schmieder recht vielsagend bemerkt, daß man mit dem so anmutig besetzten Laboratorium vielleicht etwas anderes erzielen wollte, als Gold zu machen. Auch andere Alchimisten suchten sich damals am Hofe des Preußenkönigs einzunisten, und eine Zeitlang gab es, wie der Chronist bemerkt, in Potsdam keinen Fährlich mehr, der nicht hoffte, durch die Kunst der Alchimisten bald seine Schulden bezahlen zu können. Doch der König beließ es bei dem einmaligen Versuch, und späterhin hatten die Alchimisten alle Ursache, den preussischen Hof zu meiden. Auch am Wiener Hof machte um dieselbe Zeit eine Alchimistin von sich reden, diesmal eine aus Regensburg. Sie gab an, Silbergeld in Goldgeld verwandeln zu können, und fand auch vertrauenselige Ge-müter, denen sie ihr Geheimnis für den hübschen Preis von 20 000 Gulden verkaufte. Bei vorgenommenen Probe-experimenten hatte sich wirklich das Gewicht des Goldes vermehrt, hinterher stellte sich jedoch das Verfahren als ein geschicktes Betrugsmanöver heraus.

Noch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde an einzelnen kleinen Fürstenhöfen in Deutschland die Alchimisterei betrieben; dann erlosch sie und mit ihr eins der bewährtesten Mittel, durch Kunst, wenn auch nur durch vermeintliche und betrügerische, die Gunst und — das Geld der Ge-krönten zu erlangen.

Vergebens werden ungebundene Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

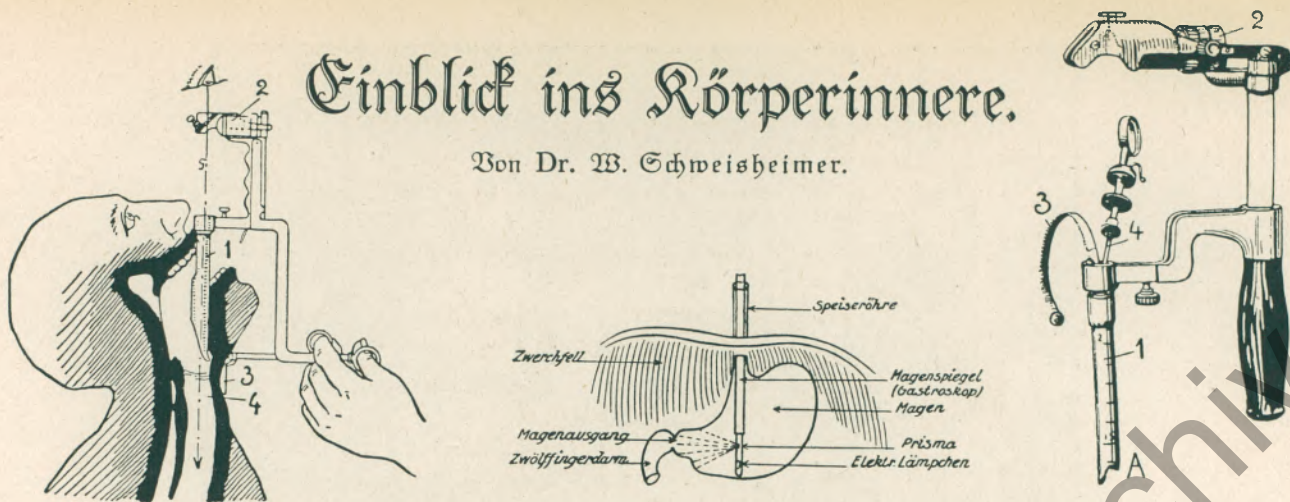
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,

Goethe.

Einblick ins Körperinnere.

Von Dr. W. Schweisheimer.



Links: Besichtigung von Luftröhre und Bronchien durch das Bronchoskop. Mitte: Ableuchten des Magens durch das Gastroskop. Rechts: Einführung von Instrumenten in das Bronchoskop zur Entfernung von Fremdkörpern.

Eine Mutter kommt zum Arzt, aufgeregt, voller Verzweiflung. Ihr Kind hat mit einem kleinen Blechauto gespielt. Das Auto ist verschwunden und nirgends zu finden. Vielleicht hat das Kind das Auto verschluckt, weil es plötzlich Atemnot hatte und seit diesem Zeitpunkt immer weint. Der Arzt kann im Hals nichts sehen. Bei der Röntgendurchleuchtung wird festgestellt, daß das Kind das Spielauto wirklich verschluckt hat. Es ist in der Speiseröhre stecken geblieben.

Was wäre hier nun früher geschehen? Man hätte versucht, durch Erzeugung von Brechen den Fremdkörper aus der Speiseröhre herauszubefördern oder ihn mit einem Haken in den Schlund heraufzuziehen. Wäre das nicht gegangen, so hätte man den Fremdkörper mit einer Sonde tiefer hinuntergestoßen, damit er in den geräumigeren Magen gelange; das hätte sich natürlich alles im Dunklen abgespielt. Schließlich hätte man noch den Versuch einer operativen Öffnung machen können.

Jetzt dagegen ist es möglich, mit geeigneten Instrumenten von Mund und Rachen aus in Speiseröhre und Luftröhre vorzudringen und sie dem Auge des Arztes unmittelbar sichtbar zu machen. Ein eingeklemmter Fremdkörper wird erkannt, unter Leitung des Auges mit einem Instrument erfaßt, zerkleinert oder als ganzes Stück entfernt. Dadurch werden jährlich Tausende von Menschen gerettet, die sonst sicher verloren gewesen wären.

Diese neue Methode wurde erst möglich mit dem Fortschreiten der neuzeitlichen Technik. Die Erfindung der elektrischen Glühlampe ist ihre wichtigste Voraussetzung. Sie erst läßt eine Lichtquelle ohne Verbrennungsgefahr in die dunklen Körperhöhlen einführen und macht unabhängig von der indirekten Erhellung mit Spiegeln, die nie ganz befriedigen kann.

Man hatte es früher für zu gefährlich gehalten, starre Instrumente in die tieferen Luftwege einzuführen. Daß das aber ohne Schaden möglich ist, zeigt die Tracheo-Bronchoskopie, die direkte Besichtigung von Luftröhre und Bronchien. Eine Metallröhre wird durch den Mund in den Kehlkopf und zwischen den Stimmbändern hindurch in die Luftröhre eingeführt. Ein Verlängerungsrohr läßt bis weit in die Ver-

zweigungen der Luftröhre, die Bronchien, eindringen. Vorbedingung ist Unempfindlichmachung von Rachen, Kehlkopf, Luftröhre, sonst würde ein heftiger Hustenreiz das Eindringen mit einem Instrument unmöglich machen. Zur Unempfindlichmachung der Schleimhäute dienen Kokain und seine Verwandten, Chininharnstoff und andere Stoffe. Sie werden in die oberen Luftwege eingepinselt und eingeträufelt.

Am Handgriff des Bronchoskopes ist eine Glühlampe angebracht, sie wirft ihre Strahlen durch einen Spiegel in die Tiefe des Rohres hinab. Durch das Rohr werden an langen Stielen Instrumente eingeführt, die durch Hebelübertragung von außen her bewegt werden. Mit löffelartigen Instrumenten werden Gewebestücke zur mikroskopischen Untersuchung entfernt. Verschieden geformte Griffe dienen zur Entfernung festgeklebter Fremdkörper.

Die unglaublichsten Fremdkörper sind schon aus den tieferen Luftwegen entfernt worden. Sie gerieten in die „unrechte Kehle“, d. h. durch einen raschen Atemzug in die Luftröhre und in die Lunge. Man hat Nadeln gefunden, Knochen und Gräten, Nägel und Steine, Münzen, Glasperlen, Kerne von allen Obstarten, Haken aus Metall, Kragenknöpfe, Teile von künstlichen Gebissen, Holzstücke, Eierschalen. Die Unsitte, Nadeln oder Nägel in den Mund zu nehmen und dabei zu sprechen, hat schon manchen Fremdkörper in die Lunge befördert. Sogar tierische Fremdkörper konnten vereinzelt schon entfernt werden, so Blutegel und eine kleine Weinbergsschnecke samt Gehäuse. Die endoskopische Entfernung wirkt hier ebenso lebensrettend wie bei der Endoskopie der Speiseröhre (Ösophagoskopie), wo sich Knochenstücke, Gebißteile usw. oft unverrückbar festklemmen.

Um in den Magen blicken zu können (Gastroskopie) werden starre und unstarre Instrumente benutzt. Die starren Instrumente beherrschen heute die Technik. Daß gerade Gegenstände vom Mund aus in die Speiseröhre eingeführt werden können, weiß man von den Schwertschluckern her. Sie wenden dasselbe Verfahren an. Man kann mit einem starren Instrument den Kehlkopf und andere Weichteile so weit nach vorn drängen, daß sich eine gerade Linie zwischen Mundöffnung, Speiseröhre und Magen herstellen läßt.

Auch das Gastroskop besteht im wesentlichen aus einem Metallrohr. Durch einen Kanal in seiner Wandung wird Luft eingeblasen, das erleichtert die Einführung. In das Rohr wird ein zweites eingeschoben, es enthält den optischen Apparat. Linse und Prisma kommen in eine Öffnung im ersten Rohr zu liegen. Durch die Öffnung sieht man in den Magen. Drehen des Instrumentes richtet die Öffnung nach verschiedenen Seiten; ein Rundblick im Magen ist so möglich. Mit Hilfe dieser Methode kann man Schleimauflagerungen auf der Schleimhaut, Höckerbildung, Schrumpfung der Magenschleimhaut unmittelbar sehen. Magengeschwüre in ihrer verschiedenartigen Beschaffenheit sind zu erkennen. Bösartige Neubildungen lassen sich frühzeitig erkennen und nötigenfalls frühzeitig zur Operation bringen.

Für die Erkennung von Krankheiten im untersten Darmabschnitt (Rektum) bedeutet die Rektoskopie einen bedeutenden Fortschritt. Das Ergebnis der Untersuchungsmethode gibt oft den Ausschlag, ob bei einer Darmkrankheit eine Operation notwendig ist oder nicht.

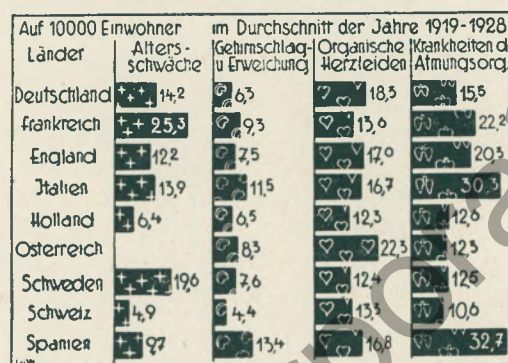
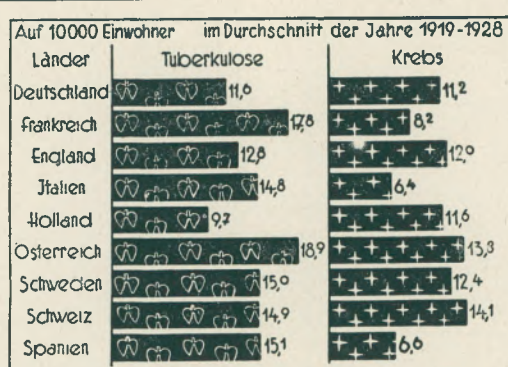
Eine sehr viel verwandte endoskopische Untersuchungsart, die von Anfang an große Erfolge zu verzeichnen hatte, ist mit der Innenbesichtigung der Harnblase, der Zystoskopie, gegeben. Dieses Verfahren hat die Behandlung von Blasen-erkrankungen, zum Teil auch von Nierenkrankheiten, auf neue, sichere Grundlagen gestellt. Ein Blasenstein, die Zusammenbackung von Salzausscheidungen in der Harnblase, der den Ausgang der Harnblase verlegt, mußte auch früher schon durch eingeführte Instrumente zertrümmert und verkleinert, die kleinen Stücke einzeln entfernt werden. Aber das war immer ein unsicheres und gefährliches Hantieren im Dunklen. Mit der Erfindung des Zystoskopes hat sich eine grundsätzliche Wandlung vollzogen. Es gestattet die unmittelbare Erhellung und Besichtigung des Harnblaseninnern, der Blasenstein wird jetzt unter Leitung des Auges von den eingeführten Instrumenten erfaßt, zerkleinert und aus der Blase entfernt. Aus einem unsicheren Zufallsspiel ist damit eine exakte Behandlungsweise geworden.

Auch sonst läßt das Zystoskop, der Blasenpiegel, entzündliche Veränderungen der Blasen Schleimhaut, Geschwülste, Geschwüre und Fremdkörper erkennen; das Zystoskop kann sogar mit einem photographischen Apparat verbunden werden. Durch eine Rinne im Schaft des Zystoskops werden feine Instrumente eingeführt, sie sind mittels Hebelübertragung von außen her zu handhaben.

Die Zystoskopie liefert noch eine wichtige Möglichkeit für die Erkennung der Nierentätigkeit. Jede Niere erzeugt für sich Harn, sie schießt ihn einzeln auf jeder Seite durch die Harnleiter hindurch in das Sammelbecken der Blase. Dort mischt sich der Harn beider Seiten, und wenn er nun aus der Harnröhre entleert wird, ist nicht mehr ohne weiteres zu unterscheiden, ob beigemischte krankhafte Bestandteile von der rechten oder von der linken Niere herrühren. Und doch ist diese Kenntnis zuweilen unbedingt notwendig, z. B. wenn die eine, kranke Niere auf operativem Wege entfernt werden muß.

Es gibt nun eine Möglichkeit, mit Sicherheit festzustellen, welche von beiden Nieren erkrankt und welche gesund ist. Spritzt man nämlich einem Menschen gewisse Farbstoffe ein (Indigo-Karmin-Lösung), so werden sie von den Nieren nach einiger Zeit wieder ausgeschieden. Bei der kranken Niere ist diese Ausscheidung des Farbstoffs verzögert. Mit Hilfe des Zystoskops sieht nun der beobachtende Arzt die Einmündungsstelle der Harnleiter in die Blase und erkennt unmittelbar, auf welcher Seite die Ausscheidung des Farbstoffes verspätet und verzögert einsetzt. Die Niere dieser Seite ist die kranke, und an ihr muß ein etwa notwendig werdender Eingriff vorgenommen werden. An manchen Zystoskopen

sind außerdem noch ganz feine Röhrchen (Katheter) angebracht, die unter Leitung des Auges unmittelbar in die Harnleiter eingeführt werden können. Auf solche Weise wird der Harn der einen Niere ganz rein und unvermischt erhalten und kann eigens für sich auf seine chemische und physikalische Beschaffenheit untersucht werden. Das ermöglicht wiederum genaue Rückschlüsse auf die Beschaffenheit jeder einzelnen Niere.



Die verschiedenen Völker Europas sind für die einzelnen Krankheiten, die am häufigsten den Tod der Menschen verursachen, ganz verschieden empfänglich. Durch die modernen Heilmethoden geht die Zahl der Sterbefälle an Tuberkulose fast in allen Ländern zurück. Wir haben auf unserem Schaubilde die Durchschnittsjahre von 1919 bis 1928 dargestellt, also für das erste Jahrzehnt nach dem Kriege die Sterblichkeit nach Todesursachen zergliedert. Sehr hoch ist die Tuberkulosesterblichkeit noch in Österreich und Frankreich. Verhältnismäßig niedrig ist sie in Holland, Deutschland und England. Der Krebs tritt im Gegensatz zur Tuberkulose fast in allen europäischen Ländern immer häufiger als Todesursache auf. Hier haben Italien und Spanien eine sehr geringe Sterblichkeit, während sie in Deutschland nahe dem Durchschnitt von Europa ist, sehr hoch in der Schweiz und wieder in Österreich. Dafür sind in Italien und in Spanien die Krankheiten der Atmungsorgane, also vorwiegend Influenza und Lungenentzündung, mit sehr hohen Ziffern zu verzeichnen. Die organischen Herzleiden sind nebst dem Krebs die einzigen Todesursachen, die immer häufiger auftreten, sicherlich deswegen, weil der Gesamtorganismus des Menschen in dem Getriebe des modernen Lebens rascher verbraucht wird.

Der Taler.

Von Fritz Müller-Partenkirchen.

Es war meine erste Privatstunde. Eine, die ich gab, nicht eine, die ich nahm. Auch was Stunden angeht, ist das Geben seliger als Nehmen.

Genommen hab' ich dann dafür den Taler. Es war mein erstverdientes Geld. Was das heißt, weiß nur ein Stundengeber, nie ein Stundennehmer.

Ich weiß noch gut, wie ich den Taler in der Hand hielt. Es war unter einer Gaslaterne. Licht und Schatten liefen wie auf einem Rembrandtbilde über das Gesicht des Talers. Es war ein ungewisses Licht. Nur in ungewissem Lichte bekommen Dinge, die als leblos gelten, plötzlich Leben. In der blanken Frechheit des Elektrolichts von heute ziehen sie fröstelnd sich zurück und schweigen.

„Weißt du“, lächelte der Taler, „was du alles mit mir machen könntest?“

„Könntest?“ tat ich überlegen, „bitte sehr: ich kann.“

„Könntest ist mehr als kann“, sagte der Taler.

Das verstand ich nicht. Mit siebzehn Jahren kann man. Aber immerhin, es war der erste Taler; mag er mich belehren, dachte ich. „Was also könnte ich mit dir beginnen?“

„Du könntest einen schönen Rangplatz im Theater dir verschaffen.“

Ich begann vor Freude über diese wunderbare Möglichkeit zu zittern. Aber dann bezwang ich mich und sagte lässig: „Was geben sie gleich heute?“

„Wallenstein.“

„Nicht übel“, tat ich obenhin, „ich habe ihn gelesen . . . weiter?“

„Du könntest dir ein Buch verschaffen, das du dir schon längst gewünscht hast.“

„Welches beispielsweise?“

„Du nicht so: den Zarathustra — oder willst du lieber nächsten Sonntag einen Ausflug machen? — Bis ins Vorgebirge könntest du mit einem Taler kommen.“

„Ich weiß es, und es würden mir noch fünfzig Pfennig übrigbleiben.“

„Siehst du —“

„Was aber finge ich darnach mit fünfzig Pfennig an — weißt du mir nichts Besseres?“

„Du könntest . . .“

Noch zwei Duzend „könntest“ hat mein Taler vorgeritten. Es waren alte Wünsche drunter, junge Wünsche, und auch Wünsche, die im Angesichte der Erfüllungsmöglichkeiten eben erst geboren wurden.

Ich aber als ein König tat nur mäßig interessiert. „Dreißig ein Pfund fein“, las ich halbblaut meines Talers Umschrift.

„Dreißig?“ sagte er, „neunundzwanzig „könntest“ hab' ich dir gesagt — das dreißigste find' selber, bitte — oder hast du dafür nicht genügend Phantasie?“

„Oho — ich könnte — könnte —“

Die Wahrheit war: der Taler hatte recht, er hatte alle meine Wünsche schon vorweggenommen. Aber nun stand meine Ehre auf dem Spiel. Unter der Laterne in der Gabelsbergerstraße 73, wo ich Stunden gab, bekam ich einen roten Kopf. „Ich könnte“, gackte ich, „ich könnte — auf die neunundzwanzig Wünsche vorerst mal verzichten.“

Das Pfund fein war voll. Mein Taler schwieg. Er war am Ende seiner Möglichkeiten, ich am Anfang meiner Macht und Kräfte.

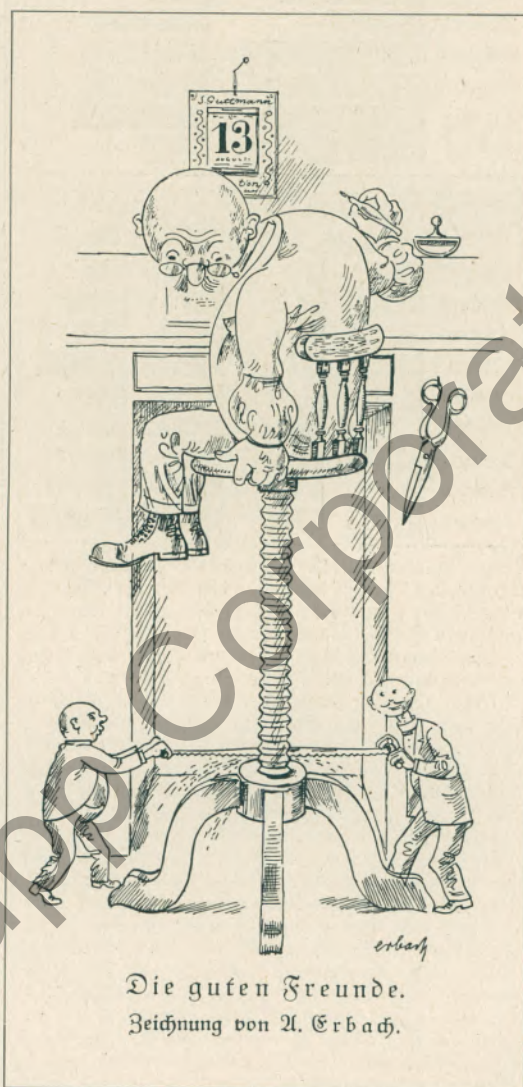
Ich hätte damals, unterm ungewissen Licht der Gaslaterne, dies Empfinden nicht so scharf umschreiben können, wie ich's heute, vierzig Jahre später, unterm kühlen Licht der Bogenlampe kann.

„Ich könnte“, weiß ich heute, ist ein Zauberstab, doch „ich verzichte“ der zum Stab gehörige Zauberer. Möglichkeiten wiegen schwerer auf

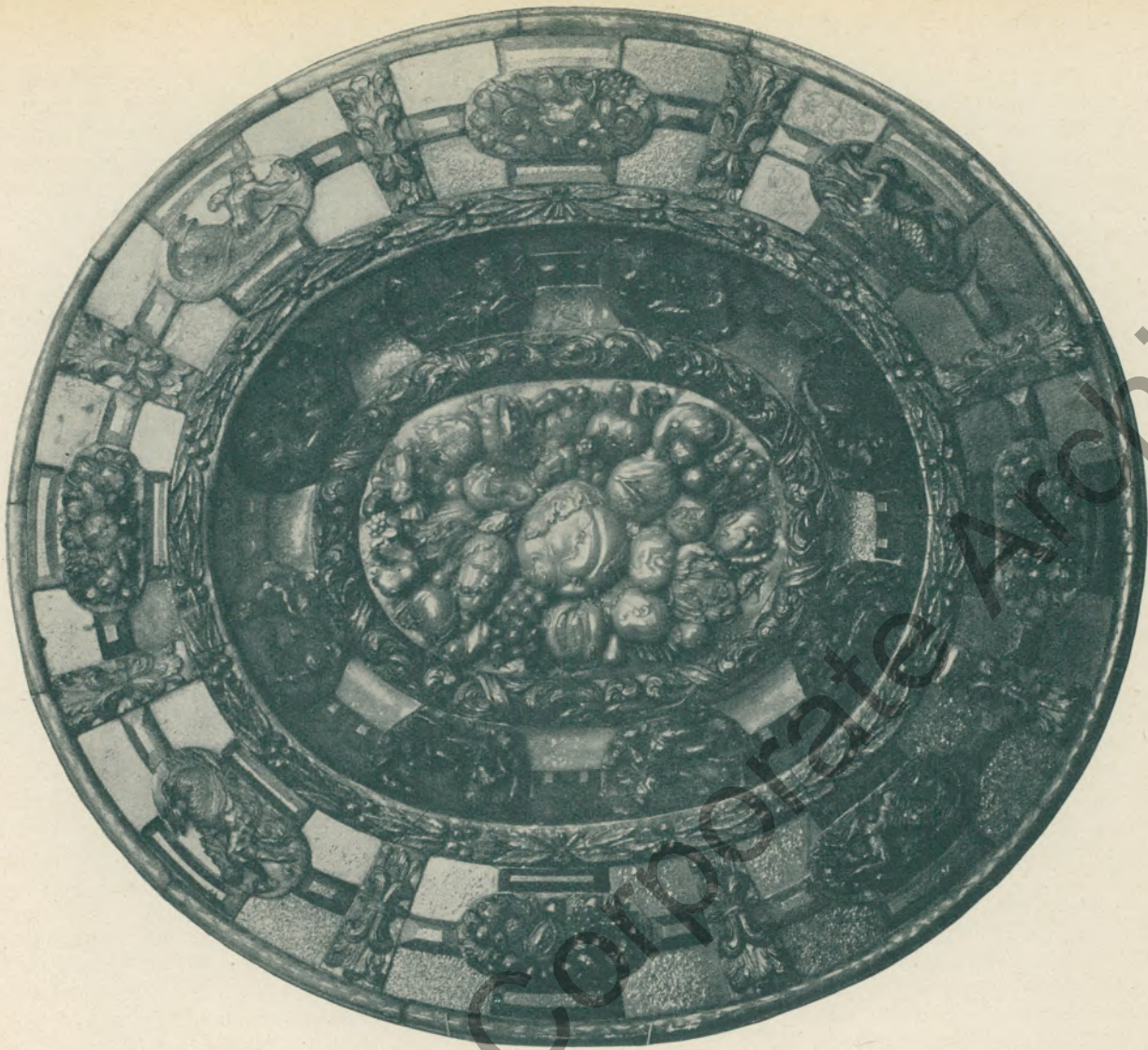
der Waage der Entwicklung als Gegebenheiten. Man besitzt nur, was man nicht ausgibt. Nur so lange ist der Taler dein, als du vermeidest, ihn zu wechseln. Sei auf deiner Hut vor angebrochenen Talern! Talern aller Art. Auch die Liebe ist ein blankes Talerstück mit dreißig wundersamen Möglichkeiten aufs Pfund fein: einmal umgeseht und — zerronnen ist sie.

All das weiß ich heute unterm scharfen Licht der Sechzig vor der Türe.

Ach, ich wollte, daß ich, siebzehnjährig, wieder — unterm Licht der Gaslaterne stünde!



Die guten Freunde.
Zeichnung von A. Erbach.



Bernsteinschüssel.
Danzig, 17. Jahrhundert. (Schloßmuseum Berlin.)

Der Bernstein in Kunst, Technik und Wirtschaft.

Von Professor Dr. H. Großmann, Berlin.

Der Bernstein, der bereits in vorgeschichtlicher Zeit zur Herstellung von einfachen Schmuckstücken Verwendung gefunden hat, weist sowohl in künstlerischer wie in wirtschaftlicher Hinsicht eine so eigenartige Geschichte auf, wie sie kaum bei einem anderen Material zu finden ist. Während in alten Zeiten der in den Ostseegebieten gewonnene Bernstein zu den kostbarsten Stoffen gehörte und auch in der römischen Kaiserzeit höher als Gold bewertet wurde, ist in den Zeiten der Völkerwanderung und des frühen Mittelalters nur wenig über Bernstein bekannt geworden. Erst die Eroberung des Weichsellandes durch den deutschen Ritterorden führte im 13. Jahrhundert zu einem neuen Aufschwung der Bernsteinengewinnung und -verarbeitung, die allerdings merkwürdigerweise nicht an den eigentlichen Gewinnungsorten, den Stränden der späteren Provinzen West- und Ostpreußen, erfolgte, sondern in Brügge und Lübeck, wo sich zuerst besondere Zünfte, die sogenannten Paternostermacher, bildeten, welche aus Bernstein Kugeln und Perlen für

Rosenkränze herstellen. Aber auch der Verkehr mit dem Orient hat trotz der Schwierigkeiten der Transportverhältnisse schon im 13. und 14. Jahrhundert wegen der Kostbarkeit des Materials eine nicht geringe Bedeutung gehabt, und lange Zeit hindurch bis in die Neuzeit hat Konstantinopel eine gewisse Rolle in der Bernsteinverarbeitung zu Schmuckstücken aller Art gespielt.

Mit dem Niedergang des Deutschen Ordens gewannen die den eigentlichen Gewinnungsorten nähergelegenen Städte, wie Kolberg, Köslin, Stolz und namentlich Danzig, Bedeutung für die Bernsteinverarbeitung. Die letztgenannte Stadt hatte im 17. und 18. Jahrhundert, die man als die „klassische Periode“ der künstlerischen Verarbeitung des Bernsteins bezeichnen kann, in dieser hochentwickeltesten Technik unbedingt die Führung.

Es ist wohl anzunehmen, daß eine beträchtliche Zahl der sehr kostbaren Kunstwerke, die zum Teil ganz aus Bernstein bestehen, zum Teil aber auch sehr bemerkenswerte Einlagen

aus Elfenbein enthalten, von Danzig und später auch von Königsberg aus in die Kunstsammlungen verschiedener Höfe gelangt sind, welche diese bedeutsamen Erzeugnisse des deutschen Kunstfleißes mit Recht besonders sorgfältig gehütet haben. Ist doch der Bernstein wegen seiner verhältnismäßigen Weichheit sehr leicht zu bearbeiten, während er andererseits infolge seiner Sprödigkeit leicht zerbricht.

Der große Reiz, der die Bernsteinarbeiten des 17. und 18. Jahrhunderts auszeichnet, besteht, abgesehen von der künstlerischen Form, in der Vielfarbigkeit dieses Stoffes, der übrigens, wie ja allgemein bekannt sein dürfte, kein eigentlicher Stein, sondern das Harz einer vorweltlichen Kiefernart ist. Man kennt vom fast weißen, undurchsichtigen, knochenähnlichen Bernstein eine ganze Farbenskala über Gelb, Rötlich, Braun bis zu tiefdunkelbraunen, fast schwarzen Tönen und hat als besondere Seltenheiten auch grünlich und bläulich schimmernde Stücke gefunden. Einen besonderen Geschmack entwickelten die Künstler der klassischen Bernsteinkunst in der Zusammenstellung verschiedenfarbiger und verschieden durchsichtiger Stücke, aus denen Kassetten, Gefäße, Schalen und Schüsseln, Dosen, Puderflaschen und figürliche und Reliefplastiken hergestellt wurden. In den Museen zu Berlin, Danzig, Darmstadt, Dresden, Gotha, Kassel, Schwerin und Wien, aber auch in Florenz, Moskau, Paris und St. Petersburg befinden sich noch zahlreiche hervorragende Stücke von Bernsteingegenständen aus dem 16. bis 18. Jahrhundert, die auch heute noch nicht nur durch die Kunstfertigkeit der Schnitzereien, sondern gerade durch das herrliche Farbenspiel das Auge des Beschauers entzücken.

Als organische Verbindung unterliegen Gegenstände aus Bernstein mit der Zeit auch gewissen Farbveränderungen im Lichte. Derartige Nachdunklungen vermag man jetzt auch künstlich auf physikalischem und chemischem Wege herbeizuführen und hat hierdurch gerade in den letzten Jahren der Bernsteinschmuckindustrie, die, wenigstens in Europa, zeitweise etwas ins Hintertreffen geraten war, einen neuen Impuls gegeben.

Nicht unerwähnt dürfen aber auch die Bestrebungen bleiben, den Bernstein der eigentlichen Technik zugänglich zu machen. In dieser Hinsicht haben besonders die Staatlichen Bernsteinwerke in Königsberg i. Pr., die ja heute den weitaus größten Teil des in der Welt gewonnenen Bernsteins verarbeiten, wertvolle Pionierarbeit geleistet. So hat man nicht nur in Ostpreußen die Gewinnung des Bernsteins in dem



Madonna.
Kunstmuseum Danzig. 17. Jahrhundert.

einzigartigen Tagebaubetrieb in Palmnicken an der samländischen Westküste weitgehend modernisiert, sondern auch eine bessere Ausnutzung der gewonnenen Bernsteinmengen herbeigeführt, die sich nicht zur Herstellung von Gegenständen aller Art eignen. Die früher als Abfall bezeichneten Mengen werden jetzt fein gemahlen und bei höherer Temperatur unter Druck zu Stangen und Tafeln gepreßt, aus denen dann ebenfalls Gegenstände, wie Zigarettenspitzen, Perlen und andere Schmuckstücke, hergestellt werden. Der weitaus größte Teil der weniger wertvollen Bernsteinforten wird ferner in der chemischen Fabrik zu Palmnicken einer trockenen Destillation unterworfen. Es entweichen dann flüchtige Bestandteile, wie Bernsteinsäure und Bernsteinöl, und es bleibt als Haupterzeugnis sogenannter geschmolzener Bernstein zurück. Dieser schwarze Bernstein unterscheidet sich nun von dem Rohmaterial wesentlich dadurch, daß er in vielen organischen Lösungsmitteln löslich ist und daher zur Herstellung von Lacken, und zwar namentlich von Fußboden- und Schiffsbodenlacken, dienen kann. Außerdem findet geschmolzener Bernstein noch in der Isolierstoff- und Wachsstockfabrikation Anwendung.

Das Bernsteinöl dient zum Teil ebenfalls zur Herstellung von Lacken, ferner wird es als Holzkonfervierungsmittel, als Pflanzenschutzmittel zur Bekämpfung von Baumschädlingen, als Kernöl für Eisengießereien, als Schaumerzeuger für die Schwimmaufbereitung von Steinkohlen und Erzen verwendet; endlich dient es auch bisweilen zur Erzeugung von Seifen und Badesalzen und zu einigen

medizinischen Zwecken.

Die Bernsteinsäure, eine feste, weiße, kristallisierte Substanz, wird gleichfalls zur Herstellung von verschiedenen Arzneimitteln und Desinfektionsmitteln benutzt. Weiter dient sie zur Herstellung der leuchtenden Rhodaminfarbstoffe, die in der Baumwoll- und Seidenfärberei eine größere Rolle spielen. Neuerdings verwendet man die Bernsteinsäure auch in größeren Mengen zur Herstellung der in der Elektrotechnik als Isolationsmittel viel benutzten Glyptalharze.

Für die Elektrotechnik von Bedeutung ist der aus hochwertigen Bernsteinforten hergestellte Preßbernstein geworden, wie aus einer neueren Arbeit von Pfestorf von der

Physikalisch-Technischen Reichsanstalt hervorgeht. Der Preßbernstein eignet sich besonders als Isolationsmaterial und weist gegenüber anderen Stoffen, wie Quarz, Paraffin und Schellack, erhebliche



Gesamtbild des Tagebaus Palmnicken der Staatlichen Bernsteinwerke



Prunkgefäß.

Danzig, 18. Jahrhundert. (Schloßmuseum Berlin.)

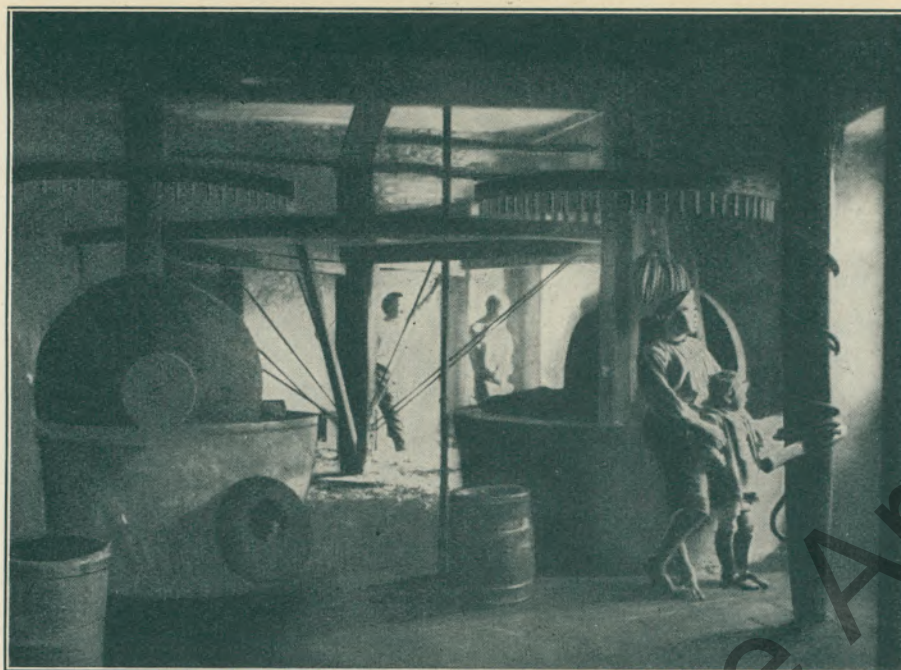
Vorzüge auf, die ihn zur Verwendung als Isoliermittel für Meßinstrumente besonders geeignet erscheinen lassen.

Schließlich werden aus Preßbernstein neuerdings Gefäße, wie Schalen, Gläser und Flaschen, hergestellt, die zur Aufbewahrung stark ätzender Lösungen und stark alkalischer Laugen dienen können. Die Versuche über die Anwendungsfähigkeit dieser chemischen Geräte sind allerdings noch nicht völlig abgeschlossen. Es sei noch auf eine merkwürdige Eigenschaft von Bernsteingefäßen hingewiesen, welche von medizinischem Interesse erscheint. Es hat sich nämlich erwiesen, daß Blut in Bernsteingefäßen erheblich langsamer gerinnt als in anderen Behältern, und diese Tatsache dürfte z. B. bei Anstellung von Transfusionsversuchen von Wichtigkeit werden.

Angeichts dieser ausgezeichneten und vielseitigen Eigenschaften des Bernsteins erscheint es sehr begreiflich, daß auch verschiedene mehr oder weniger brauchbare Ersatzstoffe auf dem Markte erschienen sind, zu denen namentlich Kopale und Kunstharze vom Typus des Bakelit zählen. Um die Feststellung der Identität derartiger Erzeugnisse und um ihre Unterscheidung auf physikalischem und chemischem Wege hat

sich besonders Dr. C. Plonait, Dozent an der Handelshochschule in Königsberg, große Verdienste erworben.

Es ist in weiteren Kreisen viel zu wenig bekannt, daß der Bernstein fast allein in Deutschland in größeren Mengen gefunden wird (es werden jetzt jährlich etwa 500 000 Kilogramm hauptsächlich aus der sogenannten blauen Erde im Tagebau in Palminicken gewonnen), und daß ungefähr 75 Prozent der deutschen Gesamterzeugung an Bernsteinwaren ins Ausland gehen. Amerika und die orientalischen Länder, aber auch Mittelfrika, beziehen dauernd erhebliche Mengen von Bernsteinwaren, und zwar in Formen, die für jedes Land verschieden sind. Die Fabrikation dieser Erzeugnisse beschränkt sich zur Zeit fast allein auf die beiden Betriebe der Staatlichen Bernsteinwerke m. b. H. in Königsberg und Danzig. Wenn man demnach in Deutschland neuerdings wieder in höherem Maße das Tragen von Bernsteinschmuck bevorzugt, so unterstützt man damit gleichzeitig auch eine deutsche Industrie, die es gerade in der Gegenwart nicht leicht hat, sich auf dem Weltmarkt trotz ihrer Monopolstellung zu behaupten.



Alte Olivenmühle an der Riviera.

Olivenöl.

Von Fritz Pöhler.

Mit drei Aufnahmen des Verfassers.

Wer könnte sich den Rhein vorstellen ohne Burgen und Weinberge? Diese charakteristische Landschaftskulisse scheint unabänderlich.

Ihr Gegenstück im Süden?

Wer könnte sich die Riviera denken ohne ihre steilen Berge: hänge, in unzählige Terrassen zersägt, übersät mit friedlichen Wallfahrtskapellen? Doch hier, an der Riviera, ist es selten der Weinstock, der die sonnigen Berghänge bevölkert — es ist der Olivenbaum. Sein silber-grün-blau-grauer Blätterhauch liegt duftig auf den schroffen Berglehnen, nur hier und da ragt, wie ein langer Finger, eine überschlankte Zypresse aus den wolkigen, grauen Baummassen. Seine Farbe hat schon manchen Maler zur Verzweiflung gebracht, sie wechselt mit jedem Augenblick vom glitzernden Weiß ins stumpfe Schwarzgrau; ist anders, wenn die Sonne scheint, anders, wenn der schneidende „Tramontana“ vom Norden herunter ins Tal pfeift, wenn sich die lanzettenschmalen Blätter heben oder senken.

Ein Märchen von ungeahnter Gestalt erwartet uns, wenn wir seinen Hain betreten: Wir wissen nicht, was größere Bewunderung verdient, das grandiose Bauwerk der Terrassen oder das Gewirr von tausend knorrigen Stämmen und Ästen, umschwirrt vom silbrigen Blättergewirr und den

gertenschlanken Zweigenden. — Wir stehen unfasslich vor tausenden Hektar Kulturland, das Generationen dem nackten, steilen Felsen abgerungen haben, aus ihm herausgesprengt und zu Terrassen gemauert, als wollten sie dem Kartographen zuliebe die Höhenlinien seiner Terrainaufnahme in die Tat

umsetzen; und diese exakt aufgeführten Mauern stehen felsenfest, oft ohne jeden Mörtel. Jeder Weg, mag er sich auch stundenweit durch die Hänge ziehen, ist gepflastert, Treppen, Hunderte von Stufen — wir suchen einen Maßstab, Ähnliches, da sind wir schon bei den größten Bauwerken der Menschheit, den großen Dömen, Pyramiden, der chinesischen Mauer. Nur mit solchem Maß beginnen wir zu begreifen und stehen zuletzt doch kopfschüttelnd vor diesen Mauerorgien; und aus dem Stückwerk unserer Unzulänglichkeit, noch traurig über den Alltag und seine Not, klettern wir empor von Stein zu Stein, von Mauer zu Mauer, von Terrasse zu Terrasse, bis zur Spitze des Berges.

Vor uns auf dem Boden hocken Frauen und Mädchen; ihr üppiges Haar glänzt schwarz in der Sonne, wie ihre Augen, die nach dunklen, runden Früchten spähen, versteckt im Gras-



Die Früchte sind klein, kleiner als Haselnüsse...

gewirrt. Die Früchte sind klein, kleiner als Haselnüsse, die Körbe groß, der Eifer größer. Diese unscheinbare Olive,



Alte Handölpreſſe.

violett-rot-grün von Farbe, mit einem erbsengroßen Kern, ſchmeckt roh abſcheulich und nicht nach Öl.

Durch den ganzen Hain dröhnt ein abgehacktes Geflapper, lauter als von einem trommelnden Specht; wir folgen ihm: Hoch in den Äſten ſtehen Männer und nacktbeynige Jungen, mit langen Bambusſtangen ſchlagen ſie gegen die weitragenden Äſte, an jeden kleinen Zweig. Die winzigen Früchte fallen zu Boden, nicht nur auf die daruntergelegten Tücher, überallhin, viele Meter weit, uns in den Kragen — eine mühsame Ernte. Zwar hat ſchon Plinius, jener alte Römer, geſagt, daß dieſes Verfahren für den Ölbaum ſchädlich ſei, aber etwas Praktiſcheres hat man augenſcheinlich noch nicht gefunden in den zweitauſend Jahren. Denn ſo alt iſt der Ölbaum ſchon; brachten doch die alten Römer dieſen im wilden Zuſtand dornigen Strauch vom Orient nach Italien und kultivierten ihn zu einem ſechs bis zwölf Meter hohen, dornenloſen Baum, der gelegentlich ein Alter von ſiebenhundert Jahren erreicht.

Der Ölbaum iſt ſehr veredhnt, braucht viel Sonne, gedeiht am beſten auf Terraffen und wird erſt im ſiebenten Jahre tragend, im zehnten gewinnbringend; ſein größter Ertrag fällt in die Zeit vom vierzigſten bis zum hundertſten Jahre. Ein Baum liefert im Durchſchnitt 70 bis 75 Kilogramm Früchte, die etwa 15 bis 25 v. H. Öl enthalten. Durch Düngen wird nur eine größere Frucht erzielt, die einen ſehr geringen Ölgehalt aufweiſt; der beſte Dünger iſt hiezuſande — ſo komiſch es klingen mag — ein alter Schuh! Die Bauern ſchreiben ihm zehnjährige Düngekraſt zu. Die Erntezeit dauert von Anfang Oktober bis Ende Februar. Die Früchte für das beſte Öl werden ſorgfältig ausgeleſen, alſdann auf flachen Dächern und Terraffen ausgebreitet, bis ein Teil des Fruchtwaſſers verdunſtet.

Ein großer Teil der heutigen italieniſchen Ölinduſtrie arbeitet bereits mit den modernſten Maſchinen und Arbeitsmethoden, hier an der Riviera findet man jedoch noch die

altertümliche Ölbereitung mit ihren ſchwerfälligen Maſchinen und allzu menſchlichen Methoden: die getrockneten, rüſzigen Oliven werden in einer primitiven Ölmühle zu Brei zerkleinert, die aus Kernen und Fruchtſeiſch beſtehende Maſſe in Baſtgeflechte gefüllt, unter eine Schraubenpreſſe geſchichtet und ausgepreßt. Fruchtwaſſer und Öl laufen in eine Ziſterne. Das ſo erhaltene grünliche Öl nennt man „Olio vergine“, das „jungfräuliche Öl“; es iſt das teuerſte und dient vornehmlich zu Heilzwecken. Das Ausbringen wird bei weitem größer, wenn der Fruchtbrei vor dem Preſſen leicht erwärmt wird. Dies geſchieht in großen, kupfernen Reſſeln über Feuer. Damit der breiigen Maſſe in allen ihren Teilen gleichmäßig Wärme mitgeteilt wird, durchkneten ſie Männer, die ſich an den Reſſelrand ſetzen, intenſiv mit den nackten Füßen; dieſes Öl nennt man nicht „olio vergine“, aber es dient wegen ſeines „herzhaften“ Geſchmacks überall vorzüglich als Speiſeöl. Zurück bleibt die trockene, ausgepreßte Fruchtmaſſe, die „Sanze“; ſie dient dem Ölmüller als Bezahlung für die Ölgerinnung, er verkauft ſie an Seifenfabriken, die daraus noch auf dem Wege der chemiſchen Extraktion die ſchwerer flüſſigen Öle gewinnen. Die chemiſch entölte Sanze wird dann verkohlt und kommt als Brennmaterial für offenes Feuer wieder in den Handel — ein Brennstoff, der in dem holz- und kohlenarmen Land allerorts gebräuchlich iſt.

Die Fruchtſeiſchreſte, die mit dem Öl abgeſchöpft und abgeſiebt werden, finden noch Verwendung zur Herſtellung eines billigen Brotes, des „foccaccio“, oder zur Schweinefütterung.

Das Öl wird, um es zu klären, in Tontöpfe von uralter Form gefüllt, in die ſogenannten „giare“; von dieſen ſchöpft man es ſpäter ab. Zum Verſand gelangt es in den „dami-giani“, ſchmalen Fäſſern, die paarweiſe auf die Rücken der Maultiere gehängt werden und ſo mit munterem Huſgeklapper herab von den kühnen Terraffen auf den Markt kommen.

Das Deutsche Kolleg in Godesberg.

(Höhere Schule — Hochschule — Wirtschaft.)

Bis zum großen Kriege war die höhere Schule selbstverständlich und fast ausschließlich Vorbereitungsstufe für die Hochschule. Seitdem hat die wirtschaftliche Not, das heißt einerseits der Wunsch, durch Schulstudium der Arbeitslosigkeit zu entgehen, andererseits die Abiturforderung der Berufsverbände, hat weiter die soziale Umschichtung und endlich die pädagogische Besinnung das Eigenrecht der höheren Schule gezeigt und begründet. Außerlich beweist es sich dadurch, daß nur noch etwa die Hälfte der Abiturienten zur Universität geht. Die Folge davon ist eine immer breiter sich öffnende Kluft zwischen Hochschule und höherer Schule und eine immer heftiger werdende Anklage beider Bildungsträger gegeneinander. Da hat nun bemerkenswerterweise eine höhere Privatschule seit ihrer Umwandlung zu einer Stiftungsschule im Jahre 1921 eine besonders enge Verbindung mit der Universität gewünscht, gefunden und gepflegt. Das Deutsche Kolleg in Bad Godesberg hat auf Grund seiner Stiftungsurkunde in seinem aus 15 Persönlichkeiten bestehenden Kuratorium stets fünf ordentliche Professoren der Universität Bonn. So kann die Universität ihre besonderen Gesichtspunkte an der Schule vertreten und, soweit möglich, geltend machen, und die Schule kann der Universität zeigen, welche Eigengesetzlichkeit sie hat und wie sie trotzdem eine Vorschule zur Hochschule auch heute noch sein kann. Vor allem aber bleibt die Schule mit der Wissenschaft durch deren lebendige Träger lebendig verknüpft. Auf praktischem Gebiete ergeben sich viele Möglichkeiten gedeihlichen Zusammenwirkens. Die Universitätslehrer können geeigneten Lehrernachwuchs empfehlen, sie können die wissenschaftlichen Hilfsmittel für den Unterricht zur Verfügung stellen (so darf das Deutsche Kolleg weitgehend die vorbildlichen Sammlungen des Bonner kunsthistorischen Instituts benutzen); Führungen und Vorträge der Universitätslehrer, Aufführungen, musikalische und sportliche Veranstaltungen der Schule ergeben viele Berührungspunkte.

Außer dieser dankenswerten Zusammenarbeit von höherer Schule und Universität verwirklicht das Deutsche Kolleg noch einen anderen bemerkenswerten Zusammenschluß, den von Wirtschaft und Bildung. Die zehn nichtprofessoralen Kuratoriumsmitglieder sind fast ausschließlich der Wirtschaft entnommen. Die Wirtschaft stellt sázungsgemäß die beiden Vorsitzenden des Kuratoriums. Diese Männer der Wirtschaft betreuen und unterstützen die Anstalt finanziell durch Sachstiftungen, durch geldliche Zuwendungen, vor allem durch Einrichtung von Freistellen.

Die Anstalt hat sich bewußt eine intensive, nicht extensive Arbeit zum Ziel gesetzt, nimmt daher in keine Klasse mehr als 10 bis 15 Schüler auf. Da gleichzeitig die wissenschaftlichen Ziele hoch gesteckt sind — das Deutsche Kolleg gilt als die führende rheinische Schule auf dem Gebiet der sogenannten Jahresarbeiten, das heißt der selbständigen größeren Arbeiten der Abiturienten —, können nur voll geprüfte, besonders tüchtige Lehrer angestellt werden. So sind bei zehn Klassen und insgesamt 90 Schülern die Unkosten des Betriebes ungewöhnlich hoch, zumal die Schuleinrichtungen, besonders auf dem Gebiet des naturwissenschaftlichen und des kunstgeschichtlichen Unterrichts, vorbildlich genannt werden dürfen. Der Staat gibt natürlich keinerlei Zuschuß, die Gemeinde nur einige hundert Mark. Die internen Schüler, deren Zahl zwischen 30 und 40 in zwei Häusern beträgt, können die Unterrichtskosten allein nicht aufbringen. Außerdem haben manche von ihnen aus sozialen Gründen ganze oder halbe Freistellen.

Noch weniger fällt das Schulgeld der etwa 50 externen Schüler in die Waagschale. So ist die Anstalt weitgehend auf die Hilfe und das Wohlwollen der wirtschaftlichen Gönner angewiesen, die trotz der Not unserer Tage die Anstalt ungefährdet erhalten konnten. Die Schulbehörden haben auch die junge Anstalt wesentlich gefördert, indem sie ihr im Laufe der Jahre für ihren gymnastischen und ihren realgymnasialen Zweig alle Rechte der öffentlichen höheren Schulen einschließlich der Abturberechtigung verliehen haben.

Die Anstalt unterscheidet sich gleichwohl wesentlich von den öffentlichen Schulen. Einmal ist sie, wie schon die Form des Familieninternats mit Einfaß der Frauen in die Erziehungsarbeit zeigt, wesentlich eine erzieherische, nicht nur eine unterrichtende Bildungsanstalt. Zweitens hat sie eine besondere, aus den Erziehungsgrundsätzen sich ergebende Organisation. Das Gymnasium beginnt erst mit Untertertia, das Realgymnasium erst mit Untersekunda, beides, damit das Zusammenwachsen der Schüler zu einer lebendigen Gemeinschaft nicht durch zu starken Altersunterschied gefährdet wird. Drittens hat die Schule auch einen besonderen Lehrplan. Sie hat den Unterricht in Deutsch, Geschichte und Kunstgeschichte erheblich verstärkt, um so einen wahrhaften Bildungsmittelpunkt kräftig zu gestalten. Die Organisation des öffentlichen höheren Schulwesens und die dadurch bedingten Reifeprüfungsforderungen setzen leider diesem unbedingt notwendigen Streben nach Formung und Vereinfachung des Lehrplans gewisse Grenzen. Weniges sollte sehr gründlich betrieben werden, nicht wie heute vieles flüchtig. Die Erziehungswege der Anstalt sind, wie der Name zeigt, beeinflusst von denen der englischen Colleges, insofern sie mit der Pflege eines starken Gemeinschaftsgeistes durch das Internat, durch Gemeinschaftssport (Schlagball, Faustball, Hockey, Rudern) und durch Aufführungen sowie durch gemeinsames Musizieren die Pflege persönlicher Freiheit verbindet. Das Deutsche Kolleg gehört freilich nicht zu den Schulen, die den Sport besonders stark einschätzen, wie das in England üblich ist. Es gehört auch nicht zu den Schulen, die die praktische Arbeit ernster nehmen als die wissenschaftliche, wie das vielfach in bewußter erzieherischer Absicht die Landerziehungsheime tun. Es erstrebt vielmehr vor allem anderen wahrhaft geistige Bildung. Dazu gehört eine gediegene Lernarbeit, eine Anleitung der Schüler zu eigener geistiger Tätigkeit durch die Form des Unterrichts, durch zahlreiche Arbeitsgemeinschaften und durch die Jahresarbeiten. Dazu gehört weiter Schulung des Verantwortlichkeitsgefühls gegenüber der Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft, wie das gerade ein Internat ermöglicht. Nur so ergibt sich dann auch ein Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber dem eigenen Volk und Staat. Die Erziehung der Jungen an deutschem Bildungsgut zu deutschen Männern ist, wie das ebenfalls der Name der Anstalt zeigt, das eigentliche Ziel der Schule, aus dem heraus sie in der Zeit der Rheinlandbesetzung geboren wurde.

Es wäre zu wünschen, daß diese eigenartige und in zehn Jahren als echt und gut bewährte Erziehungs- und Bildungsstätte immer mehr Förderer fände, die auch unbemittelten und wenig bemittelten Schülern viel mehr noch als bisher ermöglichen, sie zu besuchen. Mit der infolge der Wirtschaftsnot stark in Frage gestellten Möglichkeit, die alten Freistellen zu halten und noch viele neue einzurichten, steht und fällt das Deutsche Kolleg.

Dr. H. B.

Mein Heim — ein Paradies!

Von Else Wendt.

Mein Heim — ein Paradies! träumt so manche Hausfrau, so manches junge Mädchen. Da hat man tagaus, tag- ein nichts zu tun als Schalter zu drehen, Maschinen zu diri- gieren. Temperatur und Luft, die hygienisch und erwünscht sind, werden durch saubere Gas- oder elektrische Ofen oder Fernheizung, durch Heiz- kissen, Fön, Strahlensonne, durch Kühlanlagen und Ventila- toren, durch dichten Abschluß gegen Winterkälte und Sonnen- hitze hergestellt. Fließendes Warmwasser für Bad, Zu- bereitung des Essens und Reinigung des Geschirrs in der Geschirrspülmaschine ist jederzeit im elektrisch oder durch Gas geheizten Heiz- wasserspeicher vorhanden. Kartoffelschälen, alle Bear- beitung von Gemüse, Obst, Kuchenteig, Eis, Eierschnee wird durch Maschinen, die an den Küchenmotor ange- schlossen sind, besorgt; gekocht wird mit Gas oder Elektrizität; wenn es schnell gehen soll — in einer halben Stunde — im Rekordtopf oder der Re- kordpfanne. Der Herd kann auf eine bestimmte Heizstufe gestellt und das Essen so ganz sich selbst überlassen werden. Auch der lästige Kochdunst fehlt, und die Einteilung des Raumes, der Platz der einzel- nen Geräte ist so gewählt, daß die nötigen Bewegungen auf ein Mindestmaß beschränkt sind. Ein Aufzug bringt die Waren herbei und ein Abfall- schacht sorgt für müheloses Fortschaffen der unverwend- baren Reste.

Alle grobe Säuberung geschieht durch den klopfenden, bürstenden und reibenden Staubsauger, die feinere wird durch mannigfache, einfach zu handhabende chemische Putzmittel aus- geführt, soweit ein Material wie Cromargan, Siliciumstahl u. a. dies nicht auch schon überflüssig machen.

Die Nähmaschine wird durch den Motor angetrieben und die Wäsche — nicht nur im Großbetrieb — mit Maschinen in sechs Stunden gewaschen, gespült, ausgedrückt und gebügelt, ohne zu leiden.

Dann ist da noch eine Unmenge kleinerer Hilfsmittel, wie Büchsenöffner, Eierschneider, Feueranzünder und vieles andere mehr. . . .

Alles ist haltbar (feuerfestes Porzellan, Duraglas, nicht- rostender Stahl, geprüfte Verfahren), hygienisch (kein Staub, kein Schmutz in der Wohnung, ein Minimum von Kraftaufwand durch praktische Einrichtung, Normung, Ar- beitszeitstudien) und behaglich, da alle „notwendigen Übel“

in Wandschränken verstaubt sind; selbst das Bett, das so- genannte „Frankfurter Bett“, läßt sich, wenn es nicht be- nutzt wird, gegen die Wand klappen.

Da wäre das Heim wohl ein Paradies, wenn — — — Ja, das ist es eben: wenn —. Viele Hausfrauen werden jetzt fortfahren: „Wenn wir das Geld zur Anschaffung und zum Betrieb hätten!“ Das ist sicherlich richtig, denn viele Haushaltsmaschinen und haus- wirtschaftlichen Neuerungen sind gerade für den kleineren Haushalt unwirtschaftlich we- gen der hohen Anschaffungs- und Betriebskosten. Das Rheinisch-Westfälische Elek- trizitätswerk begegnet diesen Einwendungen dadurch, daß es seit anderthalb Jahren einen verbilligten Haushal- tungsstrom zu 9 Pfennig die Kilowattstunde liefert und seit einem Jahre für diejenigen Haushalte, die mehr als 100 Kilowattstunden im Monat verbrauchen, den gewöhn- lichen Strompreis von 38 $\frac{1}{3}$ Pfennig auf 18 $\frac{1}{3}$ Pfennig senkt. Führende Fabriken elek- trischer Haus- und Küchen- geräte haben die Preise für ihre Geräte nicht unerheblich herabgesetzt. Auch wird auf



Kinderbrunnen in Krefeld.

Lichtbild: G. Hippe.

alle teuren Maschinen Ratenzahlung entgegengenommen. So ist es erklärlich, daß es bisher schon weit über 30 000 elek- trische Küchen in Deutschland gibt, was freilich, verglichen mit der Gesamtzahl der deutschen Haushaltungen von 15 Mil- lionen, noch sehr gering ist.

Die Einführung praktischer Neuerungen hängt aber nicht nur von dem Geldbeutel der Hausfrau und dem Entgegen- kommen der Kraftwerke (Elektrizität, Gas, Wasser) und der Erzeuger ab, sondern auch vor allem von der Fähigkeit der Architekten und Ingenieure, Physiker und Chemiker, solche Dinge zu erfinden, die sich in der Praxis des Haushalts als wirklich brauchbar erweisen. Die Neuerungen entspringen teils

den Forderungen der Hausfrau, teils dem Hirn der Wissenschafter, so immer neue Bedürfnisse schaffend. Schließlich kommt es aber auch noch darauf an, daß die Hausfrau die Technik recht versteht, die Erfindungen für sich auszuwerten weiß und aus dem Wust der angekündigten Neuerungen gerade das herausfindet, was für ihren Haushalt praktisch ist.

Hierzu gehört eine gute Vorbildung der zukünftigen Hausfrau in Schulen und Kursen; dazu gehört aber auch eine immerwährende Weiterbildung später, die zu erlangen in ihre eigene Hand gegeben ist. Das soll natürlich nicht heißen, daß die Frau nun blind glaubt, „mit der Zeit gehen“ zu müssen und begeistert jede Neuerung einzuführen, um, bald ernüchtert, alle Neuerungen in Bausch und Bogen zu verdammen.

Was soll sie aber tun?

Gerade der Einkauf von Geräten und Maschinen, die im Haushalt eine technische Hilfe sein sollen, ist sehr schwierig. Die Hersteller, Fabrikanten und Kaufleute preisen natürlich alles an. Eine Hilfe, eine Garantie für die Qualität eines Gegenstandes sind Abzeichen wie das Zeichen VDE auf elektrischen Apparaten und der Sonnenstempel. Der Reichsverband der deutschen Hausfrauenvereine (RDH.), Berlin, unterhält in Leipzig eine Versuchsstelle für Hauswirtschaft. Sämtliche Hersteller können hier ihre Neuerungen an hauswirtschaftlichen Geräten und -maschinen untersuchen lassen, und wenn die Gegenstände sich als brauchbar erweisen, dürfen sie ein Jahr lang das Abzeichen der Versuchsstelle, den Sonnenstempel, tragen.

Die Hauswirtschaft ist eine Wissenschaft geworden. Diese Erkenntnis hat sich in Amerika schon lange Bahn gebrochen

und in Amerika und England sogar schon zur Einrichtung von Lehrstühlen an den Hochschulen geführt. In Deutschland haben sich wichtige Organisationen der wissenschaftlichen Durcharbeit der Hauswirtschaft in letzter Zeit ganz besonders angenommen, unter denen besonders zu nennen wären: der Reichsverband der deutschen Hausfrauenvereine, das Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit, der Verein deutscher Ingenieure, die Reichsforschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen, der Deutsche Normenausschuß, das Institut für Raum- und Bauakustik an der Technischen Hochschule Berlin, der Reichsausschuß für Lieferbedingungen, der Reichsverein Volksernährung und der Letzterverein.

Ausstellungen sind natürlich besonders geeignet, aufzuklären und Anregungen zu geben. Den Anfang damit machte die große Ausstellung „Heim und Technik“ 1928 in München, an die sich eine Wanderausstellung „Technik im Heim“ anschloß, die 1929 in Essen eröffnet wurde und dieses Jahr im Mai in Nürnberg und im September in Kiel gezeigt werden wird. Hier in Westdeutschland war in dieser Hinsicht das größte Ereignis die Ausstellung „Blaue Schürze. Frauen wirken in Haus und Familie“ 1930 in Düsseldorf. Die Ausstellung „Die Frau von heute“, die im Sommer des kommenden Jahres in München ins Leben gerufen werden soll, wird sicher auch wieder allerhand Interessantes zeigen.

Viel ist getan, manches bleibt noch zu tun, um die kühnsten Träume der Frauen zu erfüllen, daß das Heim ein Paradies werde durch den Sieg der

Technik im Heim!

Frauenfrage und Erwachsenenbildung.

Ein Bericht über die Arbeitswoche der „Deutschen Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung“.

Der Gedanke, daß es an der Zeit ist, die sogenannte „Frauenfrage“ in einem Kreis von Männern und Frauen zu gemeinsamer Erörterung zu stellen, hat die „Deutsche Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung“ veranlaßt, eine Arbeitswoche auf der Comburg bei Schwäbisch-Hall mit dem Thema „Frauenfrage und Erwachsenenbildung“ einzuberufen.

Die Berichte aus der Frauenbildungsarbeit führten in die Gedankenwelt der verschiedenen Berufsorganisationen, die ihre Mitglieder für ihre Zwecke zu schulen, zu „bilden“ suchen. Es sprachen Vertreterinnen der Arbeiterinnen, der Angestellten verschiedener politischer Richtungen, der Beamtinnen, der Landfrauen und der Hausfrauen. Diese verschiedenen Gruppen von Frauen — die Erwerbstätigen auf der einen Seite, die Land- und die Hausfrauen auf der anderen Seite — waren ein Erlebnis. Leider haben sich die Interessentkreise im Laufe der Zeit so voneinander geschieden, daß, wenn der Zufall beispielsweise eine Hausfrau und eine Angestellte oder eine Landfrau und eine Arbeiterin für ein paar Stunden zusammenführt, sie sich kaum noch etwas zu sagen wissen. Hier war es anders, weil jede von vornherein mit der Absicht gekommen war, Andersdenkende und Andersinteressierte besser kennenzulernen. Immer wieder fiel das Wort: „Wir müssen aus der Abkapselung heraus!“ So ergab sich überraschend viel Gemeinsames zwischen den Erwerbstätigen und der Land- und Hausfrau, sofern sich nur alle bewußt als dienende Glieder des Volksganges erkennen, deren Arbeitsleistungen sich gegenseitig beeinflussen.

Frau Kromer, Vorstandsmitglied des Reichsverbandes Deutscher Hausfrauenvereine, wies auf den Widerspruch hin zwischen den hauswirtschaftlichen Erfordernissen unserer Zeit, in der auch die verheirateten Frauen in wachsendem Maße ins Erwerbsleben gedrängt werden, und unserer schlechten Finanzlage, die der Rationalisierung der Hauswirtschaft bereits beim Wohnungsbau enge Grenzen zieht. Die Reichsrichtlinien knüpfen die Gewährung von Hauszinssteuerrhypotheken an die Innehaltung eines äußerst bescheidenen Bauprogramms. Wir müssen nun damit rechnen, daß

die Wohnungen für Leute mit einem Monatseinkommen unter 200 Reichsmark nicht mehr mit Bad ausgestattet werden können, daß Zentralheizung nur bei großen Siedlungskomplexen von etwa 500 Wohnungen an überhaupt in Erwägung gezogen wird, und wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß in den nächsten Jahren zentrale elektrische Waschlüden nicht gebaut werden. Das alles bedeutet eine außerordentliche Belastung für die berufstätige Hausfrau und ebenso für die allein wirtschaftende kinderreiche Hausfrau. Die Inanspruchnahme durch hauswirtschaftliche Arbeit ist von größtem Einfluß auf die Möglichkeit, Zeit und Kraft für Bildungsveranstaltungen frei zu machen. So erschwert die Überlastung weiter Hausfrauenkreise die Weitung ihres Horizonts sowie die Vertiefung ihrer eigentlichen Sachkenntnisse als Hausfrau.

Aber noch an einem anderen Mangel krankt heute das hauswirtschaftliche Aufklärungswesen, das den Hausfrauen geboten wird. In voller Offenheit beklagte Frau Kromer die oft so dilettantische Handhabung dieser verantwortungsvollen Arbeit. Man hat sich an den Hausfrauen und damit an den Interessen der Volkswirtschaft versündigt, indem man in gutem Glauben, aber ohne genügende Sachkenntnis, voreilig „unausgegorene Ernährungsweisheiten“ dargeboten hat. Man hat einen wahren „Vitaminrummel“ entfacht, der einer richtigen Einschätzung der Reserven für unsere Ernährung große Schwierigkeiten bereitet. Eine Zeitlang wurde auch mit großem Aufwand an nationalwirtschaftlicher Begeisterung Propaganda für die Selbstversorgung Deutschlands mit dem deutschen Frischfisch getrieben. Es wurde verbreitet, daß die Gründung von Geflügelfarmen nicht allein eine sehr verdienstliche Tat sei, sondern auch als eine vorzügliche Kapitalanlage empfohlen werden kann. Daraufhin haben viele Hausfrauen geglaubt, hier ihren Töchtern einen einträglichen Lebensberuf schaffen zu können und die letzten Reserven geopfert. Nach kurzer Zeit erwiesen sich dann diese Unternehmungen als unrentabel.

Frau Kromer schloß mit der Forderung des 9. Schuljahres, das für die weibliche Jugend als hauswirtschaftliches Jahr ausgebaut werden mußte.

Dr. Hilde Grünbaum-Sachs.

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Japanische Silhouetten.

Aus einem Aufsatz von J. Tajgin in „Novyj Mir“, Moskau.

Japan ist ein Reich von 2880 Inseln bzw. Gebieten, die sich folgendermaßen verteilen: das eigentliche Japan 519 Inseln; Kolonien (Korea, Formosa, Südsachalin, die Pescadores) 1615 Inseln; Mandate und besetzte Gebiete 746 Inseln. Das wirtschaftliche und politische Leben Japans ruht auf den vier Hauptinseln Hondu, Hokkaido, Kjuschu und Schikoku.

Das eigentliche Japan hat eine Fläche von 388 000 Quadratkilometern (die Größe Polens oder Finnlands). Wichtig aber ist, daß auf diesem Territorium eine Bevölkerung von 63 Millionen lebt (verglichen mit 30 Millionen in Polen und 3,5 Millionen in Finnland). Mit seinen Mandaten und anderen Gebieten besitzt das japanische Reich eine Fläche von 675 000 Quadratkilometern und eine Gesamtbevölkerung von 90 Millionen.

Eine Bahnreise durch das eigentliche Japan von Norden bis Süden dauert $3\frac{1}{2} \times 24$ Stunden; aber um das Land an der breitesten Stelle, der Hauptinsel Hondu, zu durchqueren, genügen 12 Stunden.

Weitverbreitet ist die Meinung, daß das Märchenland der Rosen und Chrysanthemen ein herrliches Klima habe. Das ist zugleich richtig und

unrichtig. Wahr ist, daß die Blumen — schön und geruchlos — einen unentbehrlichen Bestandteil des japanischen Lebens bilden. Reizend ist die Kirschblüte im Frühling und wunderbar der herbstliche Ahorn in Nikko. Aber unrichtig ist es insofern, als — wenigstens für den Europäer — das japanische Klima stellenweise unerträglich und erschöpfend ist.

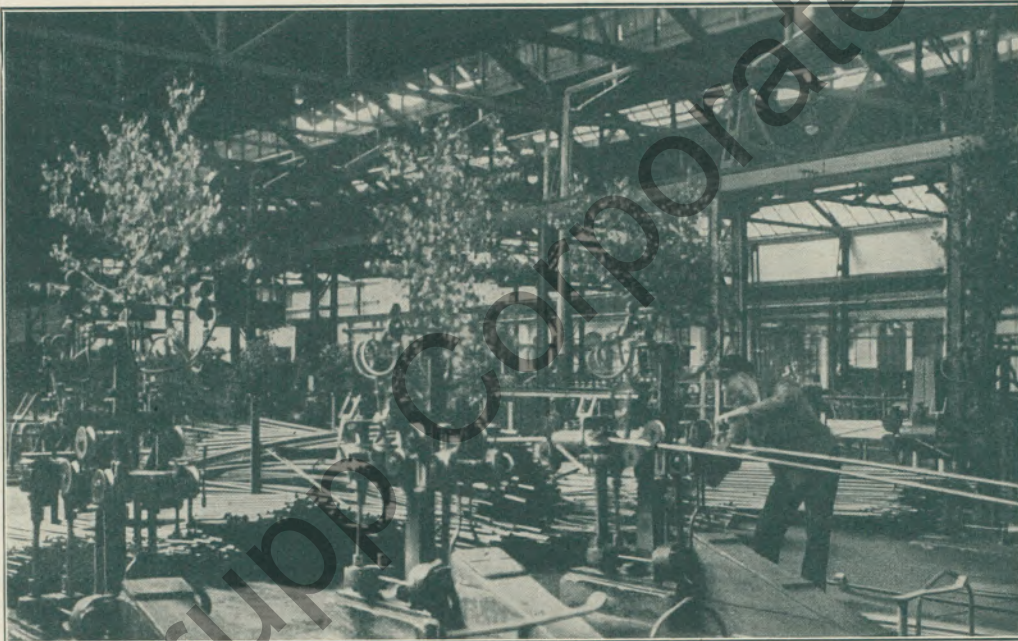
Im Norden auf der großen, walddreichen Insel Hokkaido ist das Klima gesund und angenehm. Der Sommer gleicht dem mitteleuropäischen, und im Winter läuft man Schlittschuh und Eski. Im Januar sinkt die Temperatur bis auf 23 Grad unter Null. Die japanische Armee veranstaltet hier Wintermanöver, um sich auf den Krieg vorzubereiten. Gegen wen? Das ist ganz klar. — Japan hat nur ein Nachbarland mit tiefem Schnee und strengem Winter.

Aber je weiter man nach dem Süden kommt, desto angreifender wird das Klima. Das liegt aber nicht an der Hitze. Die trockene Wärme wird vom Europäer leicht ertragen. Unerträglich aber wird die starke Hitze bei gleichzeitig großer Feuchtigkeit. In Tokio, Osaka und Kobe ist der Winter sehr angenehm, fast ohne Schnee, und die Temperatur sinkt nie unter Null. Blumen blühen, und man trägt Sommerkleidung. Nur selten bringt der Seewind Regen oder Nebel mit sich. Aber im Sommer herrscht fünf Wochen lang ununterbrochen Gufregen. Flüsse und Seen treten über die Ufer. Bäche schwellen zu reißenden Strömen an. Die Luft ist voll von Feuchtigkeit. In den seltenen Augenblicken, wo der Regen aufhört, steigen von der überhitzten Erde Dampf und ein scharfer Geruch von Fäulnis auf.

In diesen Wochen wächst alles gewaltig, und der Reis blüht auf den Feldern. Nach dem Regen beginnen die heißen und feuchten Sommermonate. Schonungslos brennt die Sonne auf die nasse, faulige Erde nieder, die Temperatur steigt auf 40 bis 45 Grad; verzaubert still ist die Luft, kein Wind, kein Hauch regt sich, und zugleich lastet auf allem der Druck der alles durchdringenden Feuchtigkeit. Der Schweiß triefet in Strömen, das Hemd klebt am Körper. Man erliegt einer unüberwindlichen Schwäche. Schuhe, die über Nacht unter dem Bette stehen, verschimmeln. Die Wintersachen müssen im Frühjahr in verlötete Metallkisten verpackt werden, sonst verfaulen sie und zerfallen in den Nähten. Sogar die Nacht bringt keine Erleichterung. Das dauert bis Oktober. Das einzige Glück ist noch, daß Japan das subtropische Fieber nicht kennt.

Japan ist sehr schön. In dieser Hinsicht hat es seinen Weltruhm wohl

verdient. Ich erinnere mich noch der 24stündigen Fahrt von Schimonoseki nach Tokio. Wie verzaubert kann man die Augen von dem märchenhaften Bild nicht abwenden. Es ist eine erschütternde Anhäufung von Schönheit, die den Menschen trunken und für alle anderen Lebensindrücke unempfindlich macht. Ich kenne die Alpen, den Kaukasus, die französische Riviera, den Baikalsee, aber noch nie habe ich je soviel verzaubernde Schönheit auf so begrenztem Raume gesehen. Ich habe viel in Japan gereist, und überall fand ich daselbe, was mich schon am ersten Tage im Reiche der auf-



Ein schöner Pfingstbrauch.

Mit Pfingststreifen geschmückte Arbeitsmaschinen im Wuragwerk Wieda (Vereinigte Stahlwerke AG.).

henden Sonne überraschte: eine über alle menschlichen Begriffe gehende ungeheure Anhäufung von Schönheit, die in der Welt ihresgleichen nicht hat.

Das Symbol des gegenwärtigen Japan ist die Kombination von Automobil und dem Tiermenschen Riksha. Das erlebt man auf Schritt und Tritt.

Als elektrifiziertes Land nimmt Japan in der Welt den zweiten Platz ein. Zugleich aber gibt es in Tokio mit seiner Zwei-Millionen-Bevölkerung keine Kanalisation, und in den Sommermonaten herrscht in vielen Vierteln der Stadt unerträglicher Gestank.

Die Industrie hat in Japan in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht. Aber was für eine merkwürdige Kombination von Hochmoderem und Mittelalterlichem! Ein Beispiel: in Osaka befinden sich mehrere bedeutende Textilfabriken. Amerika und England kennen keine vollkommeneren Produktionsmethoden. Aber wenn man durch die Fabriksgebäude geht, springt einem eine Besonderheit in die Augen: es arbeiten dort ausschließlich Mädchen im Alter von 12 bis 20 Jahren. Die japanischen Textilarbeiterinnen sind wahre Sklavinnen. Meistens sind es Bauernmädchen. Die Eltern schließen mit der Fabrik einen Vertrag, wonach sie ihre Töchter auf zwei bis drei Jahre verkaufen, sie zur vollen, unkontrollierbaren Verfügung des Unternehmers stellen. Die Mädchen wohnen in Fabrikkasernen und essen im Speisehaus der Fabrik. Alle Käufe werden im Fabrikladen gemacht. Streng verboten ist es, aus dem Fabrikhof zu treten.

Banken? Börsen? Versicherungsgesellschaften? Kapitalistische Unternehmungen? Deren gibt es hier viele Tausende wie in London, Berlin und Newyork, mit Büros, Schildern und Reflektoren. Aber einmal im Jahre gehen alle Börsenmakler in den Tempel, um — von Gott die genauen Anweisungen über Preise und Notierungen für die nächsten zwölf Monate zu erbitten. —

Armee und Marine stehen in Organisation und Technik auf dem Niveau der „vorgerittensten“ Länder, und dennoch — der Held des russisch-japanischen Krieges, General Nogi, wie auch seine Frau, machten im Jahre 1912, um dem Kaiser ins Grab zu folgen, ihrem eigenen Leben durch Harakiri ein Ende. Nogi wurde danach zur Gottheit erhoben.

Was ist aber die Ursache dieser auffallenden Einheit des japanischen Lebens? Die japanische Vergangenheit hat tiefe Wurzeln und gibt nicht so leicht nach. Und die europäer auf diesem Boden. Diese heterogenen chemischen Einheit verschmolzen, teils mechanischen Mischung nebeneinander im Übergangs- und Lernstadium. Im Jahre 1868 imitierten sie mit dem die europäisch-amerikanische Zivilisation. Sie schöpften sie aus der Quelle der chinesischen Sprache übertragen haben, in die von Westeuropa übertragen. Der Mischungsprozess eine bestimmende Rolle.

Aus einem in „The English Review“, London, abgedruckten Brief eines kosmopolitischen Beobachters in Paris an einen Freund in Newyork.

Der Grund dafür ist meines Erachtens in dem Widerspruch zu suchen, der zwischen dem tatsächlichen Stadium des Weltfortschritts und den Begriffen von diesem Fortschritt, wie die Menschheit sie hegt, besteht. Die wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften sind so in die Augen fallend, daß sie die Öffentlichkeit für den nächsten Schritt in den tatsächlichen, auf der ganzen Welt bestehenden Lebensbedingungen blind machen.

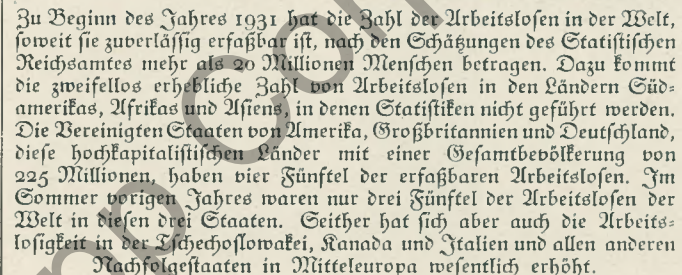
234

Vor einem halben Jahrhundert war es nicht möglich, nach China zu fliegen, aber viele Leute reisten dorthin, ohne Leben und Eigentum aufs Spiel zu setzen. Heute ist es möglich, in ebenso vielen Tagen hinzufliegen, als man früher Wochen brauchte, aber die Verhältnisse in China haben es fast so unzugänglich gemacht wie den Mond. Vor dem Kriege brauchte man fünf Tage, um von London nach Moskau zu gelangen, und zehn-

Zahl der Arbeitslosen in der Welt, nach den Schätzungen des Statistischen Bureau's. Die Zahlen betragen: In Großbritannien 1,5 Millionen, in Deutschland 1,2 Millionen, in Frankreich 1,1 Millionen, in Italien 1,0 Millionen, in Polen 0,8 Millionen, in Tschechien 0,7 Millionen, in Belgien 0,6 Millionen, in Kanada 0,5 Millionen, in Japan 0,4 Millionen, in den Vereinigten Staaten 0,3 Millionen, in Brasilien 0,2 Millionen, in Argentinien 0,1 Millionen, in Chile 0,1 Millionen, in Peru 0,1 Millionen, in Kolumbien 0,1 Millionen, in Venezuela 0,1 Millionen, in Ecuador 0,1 Millionen, in Kuba 0,1 Millionen, in Mexiko 0,1 Millionen, in Zentralamerika 0,1 Millionen, in Südamerika 0,1 Millionen, in Afrika 0,1 Millionen, in Asien 0,1 Millionen, in Australien 0,1 Millionen, in Ozeanien 0,1 Millionen, in der Antarktis 0,1 Millionen.

Über die Grundsätze der Menschlichkeit, brüderliche Liebe, Frieden und dergleichen wird endlos geredet. Muß dieses Gerede nicht widerlich heuchlerisch erscheinen, wenn man es mit der tatsächlichen Lage vergleicht, die es, wenn nicht hervorgerufen, so zumindest nicht gebessert hat?

Was die Maschinen betrifft, so liegt die Sache anders. Der beständige Fortschritt der Leistungsfähigkeit auf dem Gebiete der Produktion, der zu einer entsprechenden Abnahme der Nachfrage nach menschlicher Arbeit führt, hat eine ganz neue Weltordnung geschaffen. Als erste Wirkung des Fortschritts auf diesem Gebiete zeigte sich eine Verbesserung der Lebenshaltung. Aber gesunde Kaufkraft muß durch eine entsprechende Erwerbstätigkeit im Gleichgewicht gehalten werden. Wie soll das vor sich gehen, wenn die Massenproduktion beständig die Nachfrage nach Arbeitskräften verringert und die Notwendigkeit größeren Verbrauchs erhöht? Dieser offenbare Widerspruch hat eine sehr ernste Situation geschaffen. Die Kaufkraft eines Landes durch das Ratenzahlungssystem zu erhöhen, ist etwas Künstliches. Vorschläge, die der Staat Landwirten auf ihre unerkauften Getreidevorräte gewährt, und Unterstützungen für die noch immer



wachsende Zahl der Arbeitslosen sind ebenfalls künstliche und gefährliche Linderungsmittel. Sie gewähren für den Augenblick Erleichterung, aber auf die Dauer verschärfen sie die Lage nur.

Die Schuldernationen gehen in Lumpen und sind kaunfähig; in den Gläubigerstaaten geht die Industrie zurück und wächst die Arbeitslosigkeit infolge Mangels an Kunden; aber was schadet das? Man erfindet neue, wirkungsvollere Pläne für das Einkassieren von Schulden.

Vor dem Kriege exportierte Rußland trotz der primitiveren Methoden seiner Landwirtschaft fast doppelt so viel Getreide wie die Vereinigten Staaten und Kanada zusammen. Seit dem Kriege hat es so gut wie nichts ausgeführt, und doch liegen in Kanada, den Vereinigten Staaten und Argentinien große unterkäuflche Vorräte. Haben Rußlands Landwirtschaftserfolg, so wird es bald viel mehr Getreide exportieren als vor dem Kriege. Welche Wirkung wird diese ungeheure Überschußproduktion auf die Bevölkerung der Ackerbau treibenden Gebiete haben?

Meiner Ansicht nach muß ein neuer, unabhängiger Faktor in die Angelegenheiten der Welt eingeführt werden, ein Faktor nämlich, der durch die Industrie, die Grundlage des menschlichen Wohlstands, geliefert wird. Die Industrie von heute kann sich nicht darauf beschränken, sich nach einem Absatzgebiet für ihre Waren umzusehen; sie muß versuchen, eine natürlichere und direktere Methode einzuführen, durch die sie ein weiteres Feld für ihre Tätigkeit gewinnt. Ihre Interessen sind die höchsten Interessen im Staat und in der Zivilisation.

Die vergessenen Länder.

Aus einem Artikel von G. Malcolm Thomson in „The Spectator“, London.

Wenn man die Grenze von Norwegen nach Schweden überschreitet, gewahrt man sofort einen ganz anderen Geist. Nicht nur, daß die Uniformen der Briefträger und Eisenbahner wie auch der Soldaten anders — und smarter — sind. Der ganze Anstrich der Zivilisation hat hier eine zarte Wandlung erfahren. Schweden ist traditionell, fest wurzelnd in alten und wohl-erprobten Sitten und Methoden. Norwegen ist experimentell, improvisiert, fließend.

Auch setzt man in Schweden seinen Stolz und seinen Glauben in die Vergangenheit. Dänemark macht den Eindruck eines Landes, das sich ständig wegen seiner Geschichte entschuldigt. Es hat seine gesamten oder wenigstens fast seine gesamten Kolonien verloren; Island ist nur durch die Krone mit ihm verbunden, ein Glied, dessen es sich jeden Augenblick entledigen kann. Aber die Dänen zucken die Schultern, sie haben sich damit abgefunden. Sie zeigen einem im Kopenhagener Stadthaus ohne einen Ausdruck des Bedauerns oder des Grolls die Waffen ihrer verlorenen Besitzungen. Aber die Schweden sind noch ein militärisches Volk. Ihre Heeresmuseen sind imposante Stätten; die Gemälde ihrer großen Generale nehmen einen hervorragenden Platz in den Nationalgalerien ein und tragen jenes Gelb und Blau, welche noch heute die Farben der schwedischen Landesuniformen sind. Schweden ist, glaube ich, das einzige Land der Welt, welches noch eine Schwadron Kavallerie in Uniformen aus Gustav Adolfs Zeiten und eine andere in Uniformen aus Karls XII. Zeiten ins Feld schicken kann.

Die Anhänglichkeit an die Vergangenheit — oder vielmehr das Gefühl der ununterbrochenen Verbundenheit mit der Vergangenheit — zeigt sich auch in einem Gebäude wie dem Stockholmer Stadthaus, jenem auserlesenen Triumph der Architektur unseres Jahrhunderts, wo schwedische traditionelle Motive in liebevoller und geschickter Weise angewandt worden sind. Und jene düsteren und prächtigen Überreste aus der Zeit

der Wasa, die Schlösser von Badstena und Gripsholm, bildeten die Inspiration für jenes andere Meisterwerk moderner schwedischer Architektur, das Gerichtsgebäude in Stockholm. Sogar der Handel und die Industrie Schwedens werden durch denselben durch die Tradition geschulten Geschmack vor dem Rohen und Vulgären bewahrt. Einige der auserlesenen Bauten der letzten Jahre sind im Auftrage der Geschäftswelt errichtet worden, wie z. B. das Gebäude des schwedischen Zündholztrustes.

In Norwegen hat man das Gefühl, sich in einem Lande zu befinden, das keine Geschichte und Tradition hat, denn es ist absurd, die Überreste aus der Zeit der Wikinger als Teil einer lebendigen Tradition anzusehen. Es scheint eine Nation zu sein, die sich plötzlich entdeckt hat, und die kaum weiß, was sie mit ihrem neuen Nationalbewußtsein anfangen soll. Dies erklärt wohl die merkwürdigen Kontraste im norwegischen Leben, die sonst schwer zu verstehen sein würden. Seite an Seite mit ihrer Achtung vor der Bildung und ihrer Vorliebe für das Neuzzeitliche in allen seinen Formen finden wir bei den Norwegern eine fast fanatische Anhänglichkeit an die entfernteste Vergangenheit, die etwas ganz anderes ist als der nährtere schwedische Traditionalismus.

Die Landsmaal-Bewegung muß man als Symptom derselben Krankheit ansehen. Es ist ein Versuch, die Umgangssprache der Städte, das Dänisch-Norwegische, durch eine von dem Gelehrten Jvar Aasen aus den Bauernidialekten des westlichen Norwegens geschaffene künstliche Sprache zu ersetzen. Schon jetzt wird das Landsmaal als Amtssprache mit dem Norwegisch der Städte, dem Rikemaal, auf gleiche Stufe gestellt, und von allen Staatsbeamten wird verlangt, daß sie einige Kenntnisse des Landsmaal haben. Heute ist etwa ein Drittel der Schulen zum Landsmaal übergegangen.

Wir dürfen nicht mit der Erwartung nach Skandinavien gehen, daß wir dort eine Kopie von uns selbst finden werden. Wir finden dort die wissenschaftliche und technische Entwicklung auf einem Niveau, das dem übrigen Europa weit voraus ist; wir finden dort eine bürgerliche und nationale Aufgeklärtheit, die sich mit solch gänzlich verschiedenen Dingen wie Hospitälern und Städtebau beschäftigt, und wir finden Nationen, die sich in ganz anderer Richtung entwickelt haben als wir. Wenn wir uns daran erinnern wollen, daß Europa nicht ausschließlich aus bewaffneten Grenzen und pathologischen Verbitterungen besteht, brauchen wir nur an Skandinavien zu denken.

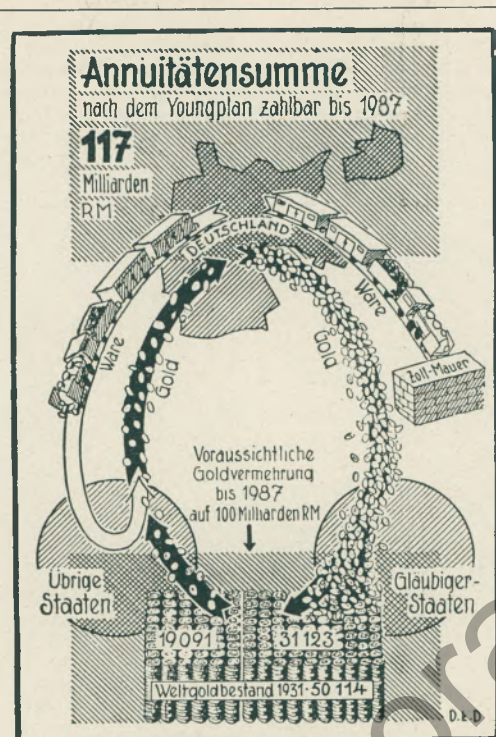
Eische und Stühle aus Glas.

Begünstigt durch die Fortschritte der Technik auf dem Gebiete der Glaserzeugung, hat die Verwendung von Glas bei der neuzeitlichen Innentraumaustattung eine starke Zunahme erfahren.

Als eine bemerkenswerte Neuerung, die in jüngster Zeit bereits vielfach in Aufnahme gekommen ist, ist vor allem die Erfindung des sogenannten „Opakglases“ anzuspochen, das mit der Durchsichtigkeit des Glases die Härte von Marmor vereinigt und alle bisherigen Glasarten an Haltbarkeit weit übertrifft. Das neue Glas, das völlig unporös ist, hat sich bei den von mehreren Materialprüfungsämtern vorgenommenen Untersuchungen gegenüber den verschiedensten chemischen Einflüssen als absolut widerstandsfähig erwiesen.

Die Verwendungsmöglichkeiten für das Opakglas sind äußerst vielseitig, da dasselbe sowohl für die Erstellung von lichtdurchlässigen Wänden, Decken oder Böden, als auch, entsprechend gefärbt, für Wandbelagzwecke hervorragend geeignet ist. Darüber hinaus sind ferner Versuche im Gang, auch Eische, Stühle, Schränke und andere Hausgegenstände aus dem neuen Material anzufertigen. Die Fabrikation von kompletten Glashäusern, wie sie für Heilanstalten und für ähnliche Zwecke schon längst erstrebt wird, bildet somit keine Schwierigkeiten mehr.

Dr. R. C.



Die Goldverschöbungen als Folge der Tributzahlungen.

In Basel in dem Ausschussrat der B.Z. und Anfang Mai auf der internationalen Tagung der Handelskammer in Washington wird wieder eingehend über das Reparationsproblem und insbesondere über die durch Reparationszahlungen verursachte Goldverschöbung diskutiert werden. Die Sachverständigen waren sich sowohl auf der Pariser Konferenz des Jahres 1924 als auch im Jahre 1929 darüber einig, daß Deutschland nur aus einem wirtschaftlichen Überschuß seiner Arbeitsleistung, an dessen Aufbringungsmöglichkeit in Waren in Deutschland man nicht zweifelte, Reparationen bezahlen könnte. Sowohl im Dawesplan als auch im Youngplan wurde nun vorgeschrieben, daß die jährliche Rate in Gold an die Alliierten bezahlt werden muß. Nimmt man nun an, daß sich die monetären Goldbestände der Welt in den nächsten fünfzig Jahren in gleicher Weise vermehren werden, wie dies in den letzten fünfzig Jahren der Fall war, so würde sich der Goldbestand der Welt bis zum Ende der Reparationszahlungen höchstens verdoppelt haben; d. h. er würde rund 100 Milliarden RM. betragen. Wenn nun Deutschland Jahr für Jahr durchschnittlich 2 Milliarden Gold durch einen Ausfuhrüberschuß aus der Weltwirtschaft herauszieht und diese Goldwerte dann ohne jede Gegenleistung an Waren oder an Anleihen nach Frankreich und USA. abliefern, so muß die natürliche Folge sein, daß diese beiden Staaten schließlich in den Besitz des Goldbestandes der ganzen Welt kommen müssen. Natürlich ist dies in der Praxis unmöglich, wodurch aber nur die Unmöglichkeit der Durchführung des Youngplanes bewiesen ist.

Arbeitslosigkeit und Kapitalbildung.

Ein Briefwechsel.

Den in Heft 3, 1931, erschienenen Aufsatz: „Die wirkliche Wirtschaft“ von Ludwig Reiners habe ich mit großem Interesse gelesen. Es ist sehr zu begrüßen, daß in der heutigen Zeit eine solche klare Abhandlung etwas mehr Aufklärung über die Zusammenhänge in der Wirtschaft bringt. Mir scheint es jedoch, daß der Punkt „Kapitalbildung“ etwas einseitig betrachtet wurde, und ich möchte deshalb dazu Stellung nehmen.

Auf Seite 102 oben heißt es: „Es ist daher nicht klug, in unserer Lage Kaufkraft von Leuten, die Kapital bilden, wegzuleiten zu Leuten, die keines bilden oder bilden können.“ Es wird geschlossen, daß nur der Unternehmer in der Lage ist, Kapital zu bilden, während die große Zahl der Arbeitnehmer, also Beamte, Arbeiter und Angestellte, nicht Kapital bilden wollen oder können. Daß diese Auffassung nicht ganz richtig sein kann, geht schon aus der Höhe der Spareinlagen in öffentlichen und privaten Sparkassen hervor, die doch fast ausschließlich von Arbeitnehmern stammen. Gewiß gibt es viele Arbeitnehmer, die nicht sparen. Aber das sollte doch auch noch kein Grund sein, den Schaffenden einen Teil des ihnen bei gerechter Aufteilung des Gewinnes zustehenden Lohnes vorzuenthalten. Es gibt genug andere Möglichkeiten, die Kapitalbildung durch Arbeitnehmer erzeugen.

z. B. sind die sogenannten sozialen Versicherungen bereits Einrichtungen, die kapitalbildend wirken. Es wäre nur notwendig, diese Versicherungen etwas weiter auszubauen, um eine stärkere Kapitalbildung zu erreichen. Man könnte z. B. die Angestellten-, Kranken- und Erwerbslosenversicherung zusammenfassen und zu einer Lebensversicherung ausbauen, die im Falle der Not die Aufgaben der bisherigen Versicherungen besser übernehmen kann.

Auch ein Zwangssparen würde zum Ziele führen und würde letzten Endes auf dasselbe hinauskommen, da man auch bei Versicherungen dem Einzahler gewisse Verfügungsberechtigungen über sein Kapital zugestehen kann.

Man könnte noch viele Vorschläge machen, die diesem Problem gerecht werden. Ich möchte aber noch zum Ausdruck bringen, daß die sozialen und politischen Kämpfe unserer Zeit sich nicht oder weniger auswirken würden, wenn man es verstanden hätte, aus allen Menschen „Kapitalisten“ zu machen.

Otto Werner, Ingenieur
Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 110.

Der Einsender weist darauf hin, daß die für Deutschland so notwendige Kapitalbildung ja nicht gerade beim Unternehmer zu erfolgen brauche, sondern auch bei den Arbeitnehmern erfolgen könne. Man könne ja durch bestimmte Maßnahmen sicherstellen, daß ein Teil des Lohnes zur Kapitalbildung verwendet würde, so z. B. durch ein Zwangssparsystem oder dadurch, daß man die Sozialversicherungen noch weiter ausbaue und ihnen größere Mittel zuführe.

Der Einsender hat vollkommen recht, wenn er sagt, daß es erheblich

zur Beruhigung der deutschen Wirtschaft beitragen würde, wenn man möglichst viel Leute zu „kleinen Kapitalisten“ machen könne. Auch ich bin der Ansicht, daß eine breite Masse von kleinen Vermögen für jede Volkswirtschaft unerlässlich ist und das beste Fundament ihrer Stabilität bildet. Man hat scherzhaft gesagt: die Sparkassisten sind keine Spartakisten.

Aber dieser so wünschenswerten Vermögensbildung bei den Arbeitneh-

mern sind durch die heutige Wirtschaftskrise bestimmte Grenzen gezogen. Ich will ganz davon absehen, ob nicht jede Art von Zwangssparsystem unter den Arbeitnehmern selbst auf heftigen Widerstand stoßen würde. Ich möchte gegenüber der Einsendung nur auf folgenden Punkt hinweisen: Es ist für die Wirtschaft durchaus nicht gleichgültig, wo Kapital gebildet wird. Die Sparkassen und Sozialversicherungsanstalten sind durch Gesetz und Struktur genötigt, einen erheblichen Teil der sich bei ihnen ansammelnden Gelder an den Fiskus, vor allem z. B. an die Städte, auszuleihen. Daß der Fiskus das Kapital nicht immer zweckmäßig anlegt, darüber werden sich die meisten einig sein. Dagegen wird das Kapital, welches sich beim Unternehmer bildet, in der Regel wieder in den Betrieb hineingesteckt und dient so zur Beschäftigung von Arbeitern.

Selbst wenn man auch die Sparkassen und Sozialversicherungsanstalten durch Gesetz zwingen würde, einen größeren Teil ihrer Gelder an die Industrie auszuleihen, so würde das wenig helfen, denn die Sparkassen und Sozialversicherungsanstalten müssen ja ihre Gelder mündel-

sicher anlegen, das heißt gegen hohe möglichst hypothekarische Sicherheit und zu einem festen, zur Zeit sehr hohen Zinsfuß. Sehr viele Unternehmer können solche Kredite gar nicht brauchen, weil sie die geforderten Sicherheiten nicht mehr verfügbar haben und weil sie heute den hohen Zins nicht verdienen können. Ganz anders ist es bei dem Kapital, das sich beim Unternehmer selbst bildet. Auf dieses Kapital braucht der Unternehmer keine festen Darlehenszinsen zu zahlen, sondern seine Verzinsung verringert sich oder fällt ganz aus, wenn sein Geschäft schlecht geht. Es ist unerlässlich, daß der Wirtschaft ein Teil des Kapitals in der Weise zur Verfügung gestellt wird, daß seine Verzinsung nur von seinem Ertrag abhängt. So wünschenswert daher auch die Bildung von Kapital in Händen der breiten Masse ist, so unerlässlich ist es, daß ein Teil des Kapitals als Eigenkapital beim Unternehmer entsteht.

Ein anderer Einsender weist darauf hin, daß eine weitere Ursache der Arbeitslosigkeit die Belastung der deutschen Wirtschaft durch hohe fixe Kosten, insbesondere durch die öffentlichen Lasten, wäre, denn diese Belastung untergrabe die Konkurrenzfähigkeit mit dem Ausland. Das ist völlig richtig. Dem Problem der Belastung der Wirtschaft durch die öffentlichen Lasten ist daher ein besonderes Kapitel gewidmet, das demnächst im „Werk“ erscheint.

Ludwig Reiners.



Lichtbild: Dipl.-Ing. W. Lettber.

Schül.

Inmitten rauchender Schöte, unmittelbar neben einer Schmiede, in der schwere Dampfhammer ihr drohnendes Lied der Arbeit singen, nistet ein kleiner Vogel. Auf einem Abstellgleise dort steht der Eisenbahnwagen, auf dem sich die Gewichte befinden, mit denen die schweren Waagen des Werkes geeicht werden. Es kommt manchmal vor, daß der Wagen zwei Monate nicht gebraucht wird. Den Hülsenpuffer des Waggons hat sich ein kleines Rotschwänzchen ausgesucht, um hier zu nisten und seine Nachkommenschaft großzuziehen. Unser Bild ist gerade in dem Augenblick aufgenommen, in dem der Vogel mit einer Raupe im Schnabel zu seinen Jungen will. Mit rührender Anteilnahme verfolgen die Angehörigen der benachbarten Betriebsabteilungen das Gedeihen der Jungen. In den heißen Tagen haben sie eine wärmeisolierende Pappe um dem Puffer befestigt, damit die kleinen Vögelchen nicht zu sehr unter der Hitze zu leiden hätten.

Ein Vogelnest in dem Puffer eines Waggons auf einem großen Werk von über 4000 Arbeitern (Vereinigte Stahlwerke A.-G., Friedrich-Wilhelms-Hütte, Mülheim (Ruhr)) — läßt das nicht beinahe auf eine Wohnungsnot auch in der Vogelwelt schließen . . . ?

Johann Georg Ludolph Blumhof.

Zur Wiederkehr seines Todestages am 9. Mai.

Von Herbert Diekmann, Düsseldorf.

Der Hohe Senat der Gießener Universität befand sich in einer ehrlichen Verlegenheit. Hatte sich doch da ein Eisenhüttenmann, ein Praktiker, von dem man nur die Titel einiger Bücher kannte, um eine außerordentliche Professur beworben. Dabei beherrschte dieser Mensch noch nicht einmal die lateinische Sprache, außerdem hatte er seinen Doktorgrad nicht durch eine regelrechte Prüfung erworben. Nein, so einfach war es nicht, Professor an einer hohen Schule zu werden. Zunächst mußte man sich erst einmal über die wissenschaftliche Befähigung des „Supplicanten“ ein ganz genaues Bild machen. Wenn dann ein Gutachten darüber Auskunft gegeben hatte, konnte man sich eher entscheiden. . .

Dieser in Frage stehende „Supplicant“ war der damals in Eckelshausen bei Biedenkopf in Hessen wohnende Hofkammerrat Dr. Blumhof. Im hannoverschen als Sohn eines Kleinbauern am 25. September 1771 geboren, bezog Blumhof, nachdem er sich durch Privatunterricht vorbereitet hatte, im Jahre 1792 die Göttinger Universität und studierte Mathematik, Physik, Chemie und Volkswirtschaft. Die Bekanntschaft mit einem jungen Schweden vermittelte ihm die Kenntnisse der schwedischen Sprache. Seinen Unterhalt mußte er sich selbst verdienen, vor allem machte er Übersetzungen aus dem Schwedischen. Durch die Berührung mit den Gelehrten dieses Landes wurde er auf die Berg- und Hüttenkunde hingewiesen, die ihn immer mehr in ihren Bann zog. Um sich ihr ganz widmen zu können, bewarb er sich um eine Gehilfenstelle auf einer hannoverschen Eisenhütte. Er kam zur Roten Hütte bei Elbingerode am Unterharz und arbeitete sich dort in die eisenhüttenmännische Praxis ein. Später beschäftigte sich Blumhof wieder mit wissenschaftlichen Studien in Göttingen, war kurze Zeit im Dienste des Freiherrn von Belheim zu Oesfeld bei Braunschweig als Aufseher über dessen beträchtliches Forst- und Baumwesen tätig und wurde schließlich Administrator der Eisenwerke zu Eisbach und Bredelar im Herzogtum Westfalen. Anfang 1809 wurde er als Hütten- und Hammerinspektor zur Ludwigshütte nach Biedenkopf in Oberhessen berufen und im Jahre 1811 zum Hofkammerrat ernannt. Beide Stellungen verdankte Blumhof seinen Veröffentlichungen, die ihn bei dem damaligen Großherzog von Hessen, Ludwig I., empfohlen hatten. Seine wissenschaftliche Tätigkeit in dieser Vorbereitungszeit brachte ihm außerdem noch das Doktordiplom der philosophischen Fakultät zu Helmstädt ein.

War es Blumhof nun endlich gelungen, auf Grund seiner wissenschaftlichen Befähigung die geachtete Stellung eines Hüttenwerksleiters zu erlangen — für die Zeit vor hundert Jahren gewiß eine seltene Ausnahme — so wurde gerade dieser Gang zur wissenschaftlichen Arbeit für ihn äußerst verhängnisvoll. Vielleicht mehr, als dem ihm übertragenen Amte zuträglich, fesselte ihn die wissenschaftliche Arbeit am Schreibtisch. Diesen Umstand machten sich einige seiner Untergebenen zunutze und trieben Unterschleife mit Kohlen, die im Laufe der Zeit ein beträchtliches Ausmaß annahmen. Wenn auch die nahezu dreiviertel Jahre dauernde Untersuchung, während welcher Zeit er „ab officio et salaris“ suspendiert wurde, zu seinen Gunsten ausfiel, indem Blumhof von der wissenschaftlichen Schuld freigesprochen wurde, so wirkte dieses Erlebnis doch auf seine Gesundheit und sein Gemütsleben nachteilig ein. Die Ludwigshütte wurde bald nach diesem Vorkommnis verpachtet und Blumhof pensioniert. Er siedelte im Jahre 1815 nach Eckelshausen über, wo er rastlos wissenschaftlich tätig war und verschiedene größere Arbeiten zum Abschluß brachte. Vor allem veröffentlichte er hier den ersten Band seiner „Enzyklopädie der Eisenhüttenkunde“.

Und doch behagte Blumhof dieses Dasein auf die Dauer nicht. Er mochte nicht die Pension annehmen, ohne eine entsprechende Arbeit zu leisten. Sein Streben war daher auf eine Professur an der Landesuniversität zu Gießen gerichtet, um dort Vorlesungen über Technologie,

Eisenhüttenkunde, Bergwerkskunde, Kameralwissenschaften u. a. m. zu halten. Daneben lag ihm auch die Erziehung seiner fünf Kinder — er hatte sich im Jahre 1803 verheiratet — am Herzen; denn in Eckelshausen war keine Möglichkeit einer besseren Ausbildung vorhanden, und außerdem gestattete die Pension keine allzu großen Aufwendungen nach dieser Seite. In seinem Gesuch um Übertragung einer Professur erbat er daher auch gleichzeitig eine Zulage zu seiner Pension in Höhe von 500 Gulden.

Wie schon eingangs erwähnt, konnte sich der Hohe Senat zu Gießen nicht ohne weiteres zu einer Berufung entschließen. Nachdem nun über Blumhof ein Gutachten vorlag, das über seine wissenschaftliche Befähigung keinen Zweifel ließ, kam der Senat zu folgender Entscheidung:

„... In Berücksichtigung aller dieser Umstände glaubt die Majorität des akademischen Senats darauf devotest antragen zu müssen, daß dem Hofkammer Rath Blumhof gnädigst verstatet werden möge, akademische Vorlesungen dahier zu halten, insofern er auf die verlangte Zulage von 500 f verzichte, und daß es erst von dem Erfolge abhängen müsse, ob seine Wünsche in dieser Hinsicht eine Berücksichtigung erlauben würden.“

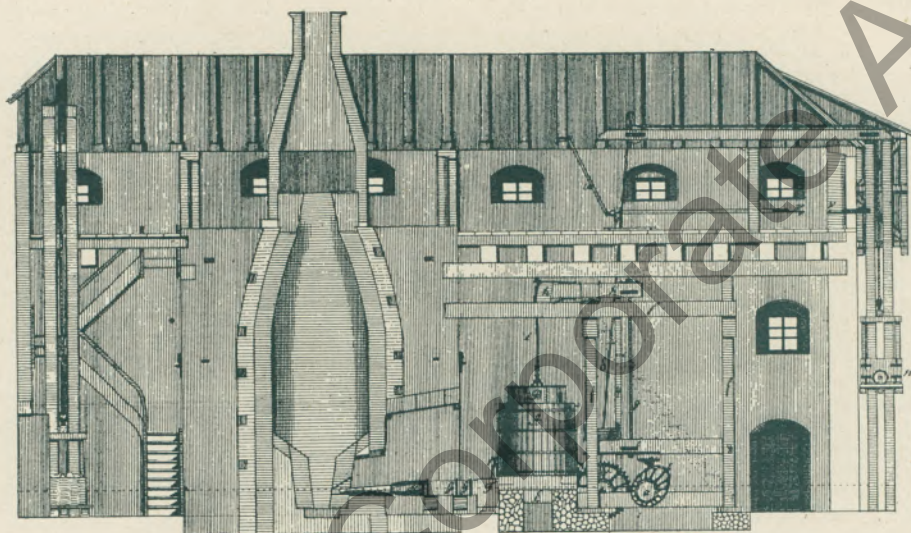
Demgemäß sprach das Ministerium im Jahre 1817 die Berufung aus, ohne aber die erbetene Zulage zu gewähren. Es war Blumhof aber nicht möglich, unter diesen Verhältnissen der Berufung Folge zu leisten. Im Herbst des folgenden Jahres erneute er daher seine Bitte, ihm die Zulage dennoch zu gewähren. In den nun folgenden Verhandlungen trat der Senat für eine Vergütung von 400 Gulden ein. Durch die Krankheit seiner Frau und die hohen

Umzugskosten aufgehalten, konnte Blumhof erst Mitte Juni 1819 nach Gießen übersiedeln. Neben seinen eigentlichen Vorlesungen erbot er sich, Unterricht in der schwedischen und dänischen Sprache zu erteilen. Bei der Zusammenfassung der Studentenschaft konnte Blumhofs Hörerschaft nie groß sein. Er lebte daher zurückgezogen und veröffentlichte noch eine Reihe gediegener Arbeiten. Sein Gesuch, die außerordentliche Professur in eine ordentliche zu verwandeln, schlug die Regierung ab. Blumhof starb an einer Lungenentzündung am 9. Mai 1825.

Blumhofs Leben war wirklich Mühe und Arbeit gewesen. Die Verhältnisse im elterlichen Hause gestatteten keineswegs eine akademische Ausbildung des aufgeweckten Jungen. Aber der starke Wille, die Fähigkeit und der Fleiß halfen ihm über manches Hindernis hinweg. Später gestellten sich zu den Geldsorgen noch zahlreiche Krankheiten in der Familie, die seine Gesundheit untergruben. Ein Brand vernichtete 1812 den größten Teil seiner wertvollen Bibliothek und die Handschrift zum ersten Band seiner „Enzyklopädie der Eisenhüttenkunde“. Daß er sich trotz aller dieser wirklich nicht geringen Hemmnisse durchsetzen konnte bis zum Professor und dabei noch eine stattliche Reihe Arbeiten herausgeben konnte, muß als Zeichen einer ganz besonderen Latkraft gedeutet werden.

Wenn man die Arbeiten Blumhofs durchsieht, so zeigen sie ganz deutlich seinen Werdegang. Zunächst herrscht die Landwirtschaft vor, aber schon anfangs der neunziger Jahre behandelt Blumhof allgemein technologische, später auch eisenhüttenmännische Fragen. Mit den Übersetzungen Blumhofs verhält es sich ebenso. Besonders wertvoll sind seine Übersetzungen aus dem Schwedischen für seine Zeitgenossen gewesen; vermittelten sie ihnen doch die Kenntnis der Arbeiten von Varne, Nordvall, Rinman, Gedenstierna und Broling, die bei dem hohen Stande des schwedischen Berg- und Hüttenwesens äußerst bedeutsam waren.

Unter Blumhofs Veröffentlichungen treten zwei Bücher hervor, die heute noch als Mittler zu den Geschichtsquellen der Eisentechnik vor 1820 dienen: die „Vollständige systematische Literatur vom Eisen in mineralogischer, chemischer, technologischer, ökonomischer, kameralistischer und medizinischer Hinsicht“ (Braunschweig 1803) ist wohl die erste Bibliographie dieses Faches. Weit wichtiger ist aber das bereits erwähnte



Schnitt durch ein Hochofenwerk um das Jahr 1800.

Aus Blumhofs „Enzyklopädie der Eisenhüttenkunde“.

Werk „Versuch einer Enzyklopädie der Eisenhüttenkunde und der davon abhängenden Künste und Handwerke“ (Gießen 1817 bis 1821). Das Werk behandelt in alphabetischer Folge das gesamte Gebiet der Eisengewinnung und -verarbeitung. Von Agricola und Biringuccio anfangend bis auf seine Zeitgenossen Lampadius und Karsten hat Blumhof den Stoff zusammengetragen. Die Bedeutung des Werkes für uns liegt darin, daß es am Ende des Holzholzenzeitalters steht und diesen Abschnitt der Eisentechnik von hoher Warte überblickend behandelt. Dabei soll nicht vergessen werden, daß Blumhof als gründlicher Forscher und Lehrer nicht nur das Vergangene würdigt, sondern auch den Neuerungen seiner Zeit die

ihnen zustehende Beachtung schenkte. So finden wir in Blumhofs Enzyklopädie bereits eine vollständige Beschreibung des Puddelverfahrens, obgleich damals auf deutschem Boden noch kein Puddelofen in Betrieb war.

Wie wenige Eisenhüttenleute seiner Zeit verband Blumhof gelehrtcs Wissen mit großem praktischem Können. Das ist vielleicht aber auch die Tragik seines Lebens: Den Eisenhüttenleuten war er zu sehr Wissenschaftler, Gelehrter, den Professoren in Gießen zu sehr Techniker, Praktiker. Von beiden Seiten wurde er verkannt.

Literatur: Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie 17 (1927), S. 157/58; Nachr. d. Gießener Hochschulges. 7 (1930), S. 20/25.

Technische Gedenktage.

1. 5. 1881 fand die erste Probefahrt der von Werner von Siemens erbauten elektrischen Straßenbahn in Großlichterfelde bei Berlin statt. Die Strecke war 2,5 km lang. Die Spurbreite betrug 1 m. Die Zu- und Rückleitung des elektrischen Stromes erfolgte durch die beiden Fahrspuren. Die Bahn hatte also keine Oberleitung. Die mittlere Geschwindigkeit der Wagen sollte 20 km je Stunde nach behördlicher Vorschrift nicht übersteigen; es konnten aber Geschwindigkeiten von 30 bis 40 km erreicht werden. Anfänglich verkehrte nur ein Wagen, der die Strecke zwischen 6 Uhr früh und 11 Uhr abends zwölfmal hin und her zu durchfahren hatte.
3. 5. 1831 wurde in Cantonqua County George M. Pullman geboren. Die großen Unbequemlichkeiten des Reisens auf der Eisenbahn, insbesondere bei Nacht, veranlaßten ihn, zwei alte Tageswagen in Schlafwagen umzubauen, die viel Anklang fanden. Infolgedessen entwarf Pullman ein Modell, das sich in seinen Grundlagen bis heute erhalten hat. Die Pullman-Palace-Car-Company, deren Präsident er wurde, baute 1880 in der Nähe von Chicago großartige Werksanlagen, die hervorragend ausgestattet wurden. Bemerkenswert sind auch die von Pullman geschaffenen Arbeiter- und Angestellten-Wohnungskolonien, die mit Recht viel Aufsehen erregten.
10. 5. 1746 wurde in Beaune der Mathematiker Gaspard Monge geboren. 1768 wurde er Lehrer der Mathematik an der Kriegsschule. Bei Beginn der Französischen Revolution leitete er einige Jahre das Marineministerium, trat dann aber zurück, um sich ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmen zu können. 1794 gründete er die Ecole polytechnique und hielt dort mathematische Vorlesungen. Monges Arbeitsgebiete waren die darstellende Geometrie, die Infinitesimalrechnung und die Differentialrechnung.
10. 5. 1856 erhielt Richard Archibald Brooman das englische Patent Nr. 1105 auf ein Walzwerk zur Herstellung von Röhren im Pilgerschrittverfahren. Das Patent hat keine praktische Bedeutung erlangt und ist in Vergessenheit geraten. Erst die Erfolge der Gebrüder Mannesmann lenkten erneut die Aufmerksamkeit auf dieses Röhrenherstellungsverfahren.
14. 5. 1725 wurde zu Dröschkau in Kursachsen Friedrich Anton Freiherr von Heinisch geboren. Nach seiner berg- und hüttenmännischen Ausbildung und einer vorübergehenden Tätigkeit in braunschweigischen Diensten wurde er 1764 zum Generalbergkommissar des gesamten sächsischen Bergbaues berufen. Durch eine gute Organisation und technische Ausgestaltung der einzelnen Betriebe hat er das Berg- und Hüttenwesen Sachsens auf eine damals selten erreichte Höhe gebracht. Um eine gute Ausbildung des Nachwuchses zu gewährleisten, gründete er die Bergakademie zu Freiberg, die unter dem berühmten Geologen Werner bald Weltruf erlangte. Auseinandersetzungen mit den Kammern über die von Heinisch gegründete Direktion der sächsischen Salzwerke veranlaßten ihn, sich vom Staatsdienst zurückzuziehen. Er lebte fortan volkwirtschaftlichen und Sprachstudien, hielt sich eineinhalb Jahre in Paris auf, bereiste englische Berg- und Hüttenwerke und betätigte sich auch literarisch. 1777 trat Heinisch auf Veranlassung Friedrichs des Großen in preussische Dienste als Leiter des Bergbaudepartements. Heinisch verschaffte sich zunächst einen Überblick über das damalige preussische Berg- und Hüttenwesen, zog hervorragende Mitarbeiter heran, gründete Staats- und unterstützte Privatbetriebe, sorgte für Verbesserung aller Verkehrsmittel, dehnte seine Tätigkeit auch auf Weiterverarbeitungsbetriebe aus und führte endlich in Preußen die Roheisenerzeugung mit Koks ein. Als Heinisch im Jahre 1801 als naherzu Siebenundsechzigjähriger seine letzte Dienstreise nach Schlesien machte, konnte er mit dem, was er dort sah, vollauf zufrieden sein. Heinisch ist der Begründer und der größte Förderer des preussischen Berg- und Hüttenwesens im achtzehnten Jahrhundert.
15. 5. 1902 starb in Leipzig Rudolf Arndt, der langjährige Herausgeber des „Chemischen Zentralblattes“. Aus ganz kleinen Verhältnissen stammend, mußte er während der Lehrzeit für sich und seine Familie durch Nebenarbeit im Stenographieren Geld verdienen.

Aus eigenen, zäh erarbeiteten Mitteln gelang es ihm, Schule und Studium zu bestreiten. Später war er Assistent an der Landwirtschaftlichen Versuchsanstalt Möckern und Lehrer an der öffentlichen Handelslehranstalt der Stadt Leipzig. Hier erwarb er sich große Verdienste auf dem Gebiete der Methodik des chemischen Unterrichts. Im Jahre 1862 übernahm Arndt die Schriftleitung des „Chemischen Zentralblattes“, die er vier Jahrzehnte innehatte. Er hat an dem Ausbau dieses wichtigen Referentenblattes ganz hervorragenden Anteil gehabt.

17. 5. 1897 starb zu Bochum Louis Baare. Zunächst im väterlichen Expeditionsgehalt tätig, trat er später in die Dienste der Köln-Mindener und Hannoverschen Eisenbahn bzw. der Bremer Staatseisenbahn. Im Jahre 1855 übernahm er die Leitung der Bochumer Gußstahlfabrik, die er vierzig Jahre mit bestem Erfolge leitete. An dem Zustandekommen der wirtschaftspolitischen Maßnahmen des Jahres 1879, die den Schutz des deutschen Eisengewerbes bezweckten, hatte er hervorragenden Anteil. Seine Bestrebungen auf dem Gebiete der Arbeiterwohlfaht setzten schon zu einer Zeit ein, als der Staat noch nichts nach dieser Richtung hin unternahm. Baare war auch einer der ersten Industriellen, die die staatliche Unfallversicherung anregten.
19. 5. 1855. Todestag von Johann Gottfried Dingler. Vom Vater zum Leineweber bestimmt, zeichnete er sich in der Volksschule derart aus, daß ihm eine Lehrstelle bei einem Apotheker vermittelt wurde. Er arbeitete als Gehilfe in verschiedenen Apotheken und machte sich im Jahre 1800 in Augsburg selbständig. 1806 errichtete er eine chemische Fabrik, die sich hauptsächlich mit der Färberei und Druckerei von Baumwollzeugen beschäftigte. Im gleichen Jahre gründete er für dieses Gebiet eine Zeitschrift; auch wurde ihm von der Universität Gießen die Doktorwürde verliehen. Bei seiner literarischen Tätigkeit mußte er feststellen, wie mangelhaft die technische Berichterstattung war. Er faßte daher mit dem bekannten Verleger Cotta in Stuttgart den Plan zur Herausgabe eines Referentenblattes, das über alle Erfahrungen und Erfindungen der Industrie und Technik berichten sollte. Ende Januar 1820 erschien das erste Heft von Dinglers „Polytechnischem Journal“, das viele Jahrzehnte sehr segensreich gewirkt hat.
21. 5. 1817 wurde zu Gebweiler der Ingenieur Nikolaus Riggcnbach geboren. Nach Beendigung seiner Lehre bei einem Wandtischschreiner in Basel bildete er sich in Lyon und Paris im Maschinenbau weiter aus und vervollkommnete auch seine theoretischen Kenntnisse. 1840 kam er zur Reßler'schen Maschinenfabrik in Karlsruhe, wo er sich in der Hauptsache mit Präzisionsarbeiten im Lokomotivbau beschäftigte. Von hier aus wurde er im Jahre 1853 als Chef der Maschinenwerkstätte der neuen schweizerischen Zentralbaugesellschaft in Olten berufen. Riggcnbachs größtes Verdienst ist die Schaffung der Bergbahnen. Bei beträchtlichen Steigungen glitten die Räder auf den Schienen. Hierdurch kam Riggcnbach auf den Gedanken, eine Zahnstange anzubringen, in die ein am Wagen angebrachtes Zahnrad eingriff. Bei der Rigibahn konnte diese Erfindung zum ersten Male angewandt werden. Später baute Riggcnbach noch eine große Anzahl Bergbahnen in verschiedenen Ländern. Es war ihm vergönnt, noch den ersten Teil der Jungfraubahn im Betriebe zu sehen.
31. 5. 1834 wurde in Iserlohn der Hütteningenieur Fritz W. Lürmann geboren. Nachdem er sich auf der Gewerbeakademie zu Berlin theoretisch und in Haslinghausen und Schwelm praktisch zum Eisenhüttenmann ausgebildet hatte, wurde er nach Georgsmarienhütte zum Bau und Betrieb des dortigen Hochofenwerks berufen. Hier stellte er die ersten Mauersteine aus Hochofenschlacke her. Bedeutsamer aber ist seine zweite Erfindung: die Schlackenform, die erst die großen Erzeugungsmengen der neuzeitlichen Hochofen ermöglichte. 1873 gründete er ein hüttentechnisches Büro, das eine außerordentlich fruchtbare Tätigkeit entfaltete. Er starb im Alter von 85 Jahren, hochgeehrt von seinen Fachgenossen im In- und Auslande.

Die Botenkrone

enthaltend die buntesten im vereinsamen Monat einesamen Spottwörter

Macht der Gewohnheit.

Sankt Peter: „Und hier ist deine goldene Harfe.“
Der Neuankommling im Himmel: „Wie hoch ist die erste Rate?“
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

„Ich möchte doch mal wissen,
wieviel Verwandte ich habe.“
„Nichts leichter als das —
kauf dir ein Häuschen im Ge-
birge oder an der See.“
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

Kunstverständnis.
Das Radioprogramm ist
spurlos verschwunden. Krauses
suchen vergeblich. Nicht zu
finden.

„Schad' nisch“, brummt Herr
Krause, „det wird ja vorher an-
gesagt.“

So steigt der Grieg-Abend.
Mit der Peer-Gynt-Suite.
Solweigs Lied, Anitras Lang
und so.

„In der Halle des Berg-
königs“, meldet die Stimme
des Radiosprechers. Da knarrt
etwas in dem Hörer.

„Wat hat er jesacht?“ schreit
Frau Krause.

Krause meint: „Ich hab' ver-
standen: Von Halle bis Königs-
berg.“

Das Stück ist aus und Frau
Krause begeistert.

„Fein, wat? Und wie se det
Kattern von die Eisenbahn mal
wieda jroßartig gemacht ha-
ben!“

*

Mutter: „Nun, Hänschen,
was hast du heute in der Schule
gelernt?“

Hänschen: „Daß der liebe
Gott die Welt gemacht hat.“

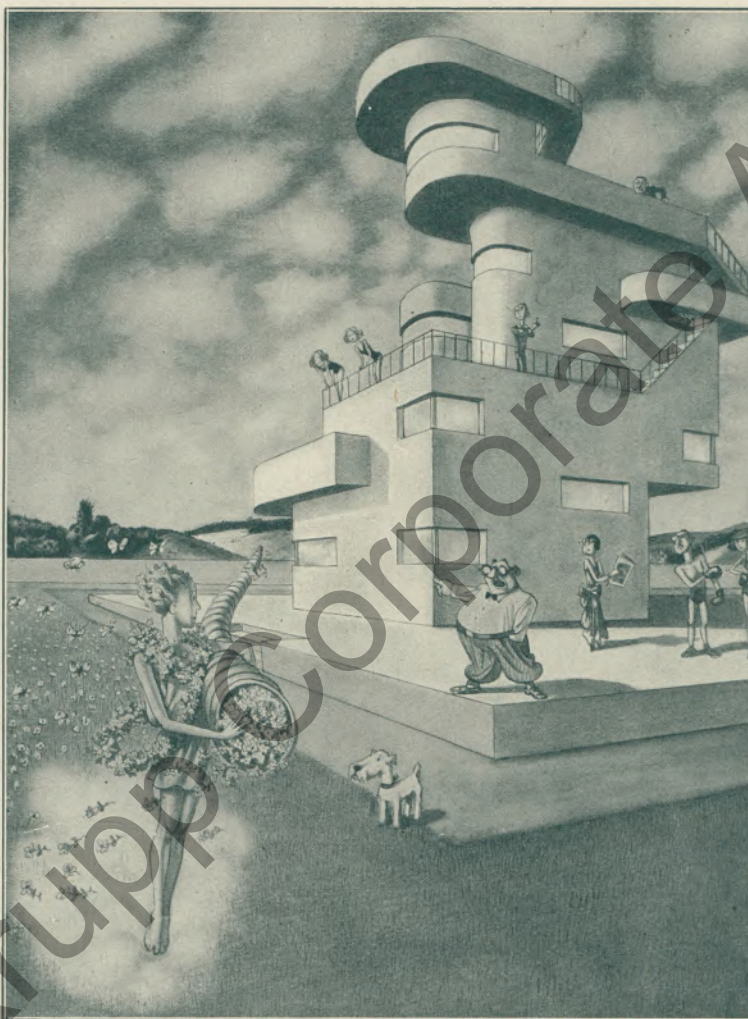
Mutter: „Wie war denn
das?“

Hänschen: „Gott sprach: Es
werde Licht! Und dann knipste
er, und da war's hell!“

*

„Vater, was ist eigentlich
Höflichkeit?“

„Höflichkeit, mein Sohn, ist
die Kunst, andere Leute nicht
merken zu lassen, was du von
ihnen denkst.“



Zeichnung von Hans Süsser.

Sachliches Frühlingsrauschen.

„He, Sie junger Mann! Packen Sie jefälligst den ganzen Frühlingskitsch wieder
ein und verduften! Hier herrscht die neue Sachlichkeit!“

*

Lehrer: „Wer hat gesagt: Die schönen Tage von Aranjuez sind nun
zu Ende?“

Karl: „Vater, als neulich Mutter aus dem Bad zurückkam.“

*

Im Rathaus untersuchte in einem Zimmer der Polizeiarzt die jungen
Leute, die sich zur Einstellung für die städtische Polizei meldeten. Da
erschien ein kräftiger junger Mann, und da der Arzt gerade Zeit hatte,
sagte er kurz zu ihm:
„Ziehen Sie sich aus.“

„Warum denn?“

„Also, los, los, ziehen Sie
sich aus!“ sagte der Polizeiarzt
grob.

Der Mann zuckte die Achseln
und zog sich aus, wurde ge-
messen, gewogen und beklopft.

„Springen Sie mal über den
Stuhl.“

Der Mann tat es und stieß
sich die Schienbeine. Er ver-
zog sein Gesicht.

„Beugen Sie sich nach hin-
ten — nach vorn. Machen Sie
zehn Kniebeugen — rasch, ra-
scher!“

Da schrie der Mann empört:
„Ich denke ja gar nicht dran
— was soll der Unfug, dann
bleibe ich lieber ledig —!“

Er war nämlich — in ein
falsches Zimmer geraten und
wollte sich nur beim Standes-
beamten wegen der notwen-
digen Papiere für die Heirat
erkundigen.

*

Der Direktor eines großen
Büros war wegen seiner stren-
gen Herrschaft bei seinen An-
gestellten außerordentlich unbe-
liebt. Eines Nachmittags ging
der Direktor über die Haupt-
straße und wäre um ein Haar
von einem daherratternden
Autobus zermalmt worden,
wenn nicht ein Buchhalter aus
seinem Büro, der zufällig des
Weges kam, ihn unter Lebens-
gefahr im letzten Augenblick
zur Seite gerissen hätte. Nach-
dem der Direktor seinen Schreck
überwunden hatte, bedankte er
sich herzlich bei seinem Unter-
gebenen und bot ihm zum Dank
Erfüllung einer Bitte an. Da
stotterte der Jüngling, tief er-
rötend:

„Wenn ich bitten dürfte,
Herr Direktor, sagen Sie im
Büro nicht, daß ich Ihnen Ihr
Leben gerettet habe.“

*

Sie: „Hier in der Zeitung lese ich eben, daß das frühe Ergrauen der
Männer von den Hüten kommt.“

Er: „Ja, von den Hüten ihrer Frauen.“ (Berliner Illustrierte.)

*

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck:
A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buch-
handlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 10 RM., Einzelheft 1 RM. Zu den Bezugspreisen treten
die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind
an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu
nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 7 RM., Einzelheft 70 Pf.; Hefte mit einfarbigem
Umschlag jährlich (12 Hefte) 5 RM., Einzelheft 45 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges
werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. —
Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.
Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.